



Die
neun
Leben
des
Dino
krijo





Bestelladresse:
Manfred Hueber, Grenadierstraße 15,
13597 Berlin-Spandau

Im Jahr 2006

Alle Rechte beim Autor.

Preise: € 9,-
zuzüglich Versandkosten

Satz: Conbrio – B. Malner, 10437 Berlin

Druck: Oktoberdruck AG, 10245 Berlin

1. Auflage: 2.000

2. Auflage: 3.000

3. Auflage: 4.000

Gedruckt auf Recyclingpapier

Vorwort

Leute, Kinder, was soll ich euch sagen, die Welt ist doch wunderbar, auch wenn es oft nicht so aussehen mag. Da sitze ich eines Abends bei einem Gläschen Wein in meiner guten Stube und mache mir so meine Gedanken, als ich plötzlich zuerst den Knall einer Peitsche höre, daraufhin vernehme ich ein lautes „Brrr“. Neugierig öffne ich die Tür und sehe, ja, was sehe ich? Eine lichtblaue kleine Kutsche von hundert Gespannen weißer Mäuse gezogen, sehe ich, halten, und als Kutscher oben auf dem Bock sitzt ein prächtiger Pudel, gekleidet in noch prächtigerer Galauniform. Nun hat es mich aber vollends erwischt, denke ich, daß ich schon weiße Mäuse sehen muß. So höre ich es aus der Kutsche heraus zweimal in die Hände klatschen, woraufhin der Pudel herunterspringt, um die Tür der Kutsche zu öffnen. Eine schöne Frau mit blauem Haar winkt mich deutlich zu sich, so daß ich mich traue, näher zu treten. Wunderschön sähe sie aus, hätte sie nicht tausende kleiner zarter Kummerfalten im Gesicht.

„Es ist die gute Fee Oje“,

spricht sie zu mir, „sie hat ein Geschenk für dich mein Schreiberling, solch kostbar Ding, wirst es wohl gut gebrauchen können, sie will es dir gönnen und wahrlich, es nützt auch ihr, so reicht sie dir das blütenweiß leere Buchpapier, halt noch es geheim, schmück’ aus es mit Reim, schreib ohne Hetze, doch spare dir Rast, dies Buch formt die Sätze,

hier noch der Stift,
der dazu paßt – zu einer Geschichte,
und nun dichte,
bis du die Schrift vollendet hast.“

Ehe ich noch richtig den Sinn ihrer Worte begreifen kann, knallt der Kutscher schon wieder die Peitsche, woraufhin sich das Gespann in Bewegung setzt, um alsbald in der Ferne zu verschwinden, und ich stehe mit einem Buch in der einen, sowie einem Stift in der anderen Hand, vor Erstaunen etwas dumm aus der Wäsche schauend, am Wegesrand, das heißt ich stand, denn jetzt stehe ich nicht mehr dort. Jetzt sitze ich wieder in meiner guten Stube und bringe zu Papier, was mich der Stift in das blütenweiß leere Buch schreiben läßt. Sehr zu meinem Einverständnis, mangelte es mir schon seit längerem an rechten Einfällen zu Geschichten, die sich in barer Münze bezahlt machen.

*Wie da wer, den ihr alle kennt, mit der Tür ins
Haus fällt, der so aber auf den ersten Blick nicht
wiederzuerkennen ist.*

„So Schreiberling“, beginnt der Stift in meiner Hand, „nun fangen wir mal an zu schreiben und weil du damit schon etwas aus der Übung bist, beginnen wir mit einigen leichten Buchstaben. Erst ein „P“, ein „i“, nun ein „n“, ein „o“, dann ein „k“ und noch eines, „k“, jetzt ein „i“ und schließlich ein „o“. Nun machen wir das erste Wort daraus:

Pinokkio

„Ja ihr lieben Leute, ihr Kinder, ich bin es wirklich, euer Pinokkio, aber seid mir nicht böse, daß ich keine hölzerne Marionette mehr bin, sondern vorerst der Stift, mit dem dieser Schreiberling hier in das dazu passende blütenweiß leere Büchlein schreibt. Wie es zu dieser Wandlung kam, werdet ihr noch erfahren, so wie vieles andere auch, aber so ist das nun einmal in diesem Leben, alles wandelt sich, entwickelt und verändert sich, das hab ich endlich gelernt, das könnt ihr mir glauben. Ein jedes Ende bedeutet vielleicht auch wieder einen neuen Anfang, einen Beginn, und was heute nur so scheint, ist morgen vielleicht wirklich so, ja ja, das habe ich begriffen. Und wem hab' ich es zu verdanken, daß ich das nun doch noch alles lernen konnte, was ich jetzt weiß? – sicherlich meinem herzensguten Väterchen Gepetto, der mir meinen Namen gab, und natürlich meinem allerherzliebsten Mütterchen, der guten Fee Oje, der ich so viel Kummer bereitet habe, die mich immer wieder vor dem sicheren

Tode rettete, die mir acht Leben schenkte, für jeden Buchstaben meines Namens eines. Deshalb hatte ich zum Schluß neun Leben, denn in meinem ersten Leben hatte ich noch keinen Namen, aber eigentlich war das auch gar kein richtiges Leben.“

Mal ganz ehrlich, so richtig verstanden habt ihr das nicht, was mich der gute alte Pinokkio hier aufschreiben läßt, oder etwa doch? Das allerdings würde mich sehr wundern, denn nicht einmal ich selbst habe es verstanden. Aber so war, Verzeihung, so ist er nun einmal unser Pinokkio, plappert drauflos, wie es ihm in den Sinn kommt.



*Pinocchio lüßt mich von seinem ersten Leben,
das - wie schon gesagt - keines war, erzählen und
davon, wie er einen Strochkopf bekam*

Oh weh, was war das für eine herbe Enttäuschung für die Eltern des kleinen Kindes, von dem diese Geschichte handelt, es so überaus hilflos in der Wiege liegen zu sehen. Und was quälte sie sein weinerliches Geschrei! „Wie klein der Junge nur ist, ihh wie dünn“, mäkelte die Mutter, „hat ja keine Haare auf dem Kopf, nicht mal Zähne im Mund“, nörgelte der Vater herum, „was soll mal aus dem werden, so faltig wie der ist.

Gleich schon nach der Geburt ihres Sprößlings also wurde ihnen klar, daß der nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt war wie sie selbst, ach was redeten sie da, von Holz sei gar keine Rede bei dem Weichling, der nun ihr Sohn sei. „Was sollen da nur die anderen Leute von uns denken? Man wird über uns reden, man muß sich geradezu schämen.“ Das Allerschlimmste aber war, daß er nicht nur eine Falte hatte wie seine Eltern, oder nicht etwa zwei, nein, er wurde mit drei Falten gesegnet. Daß ein Kind aber auch solchermaßen aus der Art schlagen kann, damit wollten sich seine einfältigen Eltern nun wirklich nicht abfinden. „Der macht uns noch zum Gespött der Leute“, fürchteten sie, und weil sie das noch weniger wollten, als einen dreifaltigen Weichling in der Familie zu haben, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sofort mit der Erziehung ihres mißratenen Kindes zu beginnen. Die Mühe mußten sie auf sich nehmen, da half es nichts. „Ach weh“, beklagten sie sich, „womit haben wir das nur verdient. Als wir Kinder waren hatte sich niemand um

uns kümmern müssen“, trösteten sie sich stolz. So nahmen sie ihre erste Erziehungsmaßnahme in Angriff. „Bei solch zartem Kindlein braucht es Watte“, befanden die Eltern und stopften sie sich in ihre Ohren, um das weinerliche Geschrei nicht mehr zu hören. Schon bald zeigte sich der erste Erfolg, das Kindlein hörte mit dem Weinen auf, es wuchsen Haare auf seinem Kopf und langsam bekam es Zähne. „Vielleicht wird ja doch noch etwas aus ihm“, hofften seine Eltern, von solchen Fortschritten ermutigt, und mühten sich um so mehr mit seiner Erziehung. „Jetzt muß er laufen lernen, ja, das ist wichtig, das muß man ihm beibringen“, befanden sie, und als er es endlich konnte, hatte ihnen das Laufenbeibringen solche Mühe bereitet, daß sie selber zum Laufen nun gar keine Kraft mehr aufbringen konnten. „Der Bub muß in Übung bleiben, sonst verlernt er es gar wieder, was soll dann nur aus ihm werden.“ Hören und Gehorchen mußten die armen Eltern ihn nun auch noch lehren. „Hol dies, mach jenes, bring’ mal das , komm her, geh mal dorthin“, hieß es von nun an für den Knaben. Von morgens früh bis abends spät, von Tag zu Tag, Woche zu Woche, von Monat zu Monat und Jahr zu Jahr, tat er brav und folgsam, ohne zu murren, was seine Eltern von ihm verlangten. Schnell hatte er begriffen, wie schlecht es Kindern im Leben ergehen kann, die nicht gelernt haben, auf ihre Eltern zu hören. Nur ein einziges Mal hat er nicht richtig gehorcht, ganz zu Anfang seiner Erziehung, als er das Hören noch nicht so recht verstanden hatte. Da bekam er aber auch sofort links und rechts gehörig eins auf die Löffel, aber das auch mehr aus Versehen, denn dem Vater war völlig überraschend ganz plötzlich die Hand ausgerutscht.

Irgendwann meinten die Eltern dann, nicht ganz ohne Stolz, genug für ihr Kind getan zu haben. Wer so gehorcht wie sein Sohn, der wird ein guter Soldat werden, beschloß der Vater. „Sieh nur

Frau, wie stramm der Bursche steht, gleich morgen bringe ich ihn zum Hauptmann.“ Aber die Mutter zögerte, denn so ganz einverstanden war sie mit der Idee ihres Mannes nicht. Wer sollte sie denn versorgen, falls das einzige Kind im Kampfe fiel? „Laß uns morgen gemeinsam unseren Sohn zum Hauptmann bringen, dann ist mir der Abschied nicht gar so plötzlich“, denn es war schon ein guter Tagesmarsch bis hin zur nächsten Garnisonsstadt. „Wasche dich noch ordentlich von Kopf bis Fuß, bevor du zu Bett gehst“, befahl der Vater seinem Sohn, „morgen kommen die Loden ab.“ Ach, was tun Mütter nicht alles für ihre Kinder. Heimlich rührte die gute Frau ein Ei sowie etwas Gips in die mit warmem Wasser volle Waschschüssel, um ihrem Söhnchen noch einmal ordentlich den Kopf zu waschen, rubbelte dann die Haare kräftig durch und schlug ihm das Handtuch, damit er sich nicht erkälte, so um den Kopf, als trüge der Junge einen Turban. So brachte sie ihn zu Bett und wünschte einen guten Schlaf. Sie indes bekam in dieser Nacht kein Auge zu, drehte sich von einer Seite auf die andere, wälzte sich hin und her, wobei sie ihrem Mann, jedesmal nachdem dieser soeben eingeschlafen war, mit den Ellenbogen in die Seite stieß, woraufhin der sogleich aufwachte. Was zur Folge hatte, daß der beim ersten Hahnenschrei nicht frisch und munter, sondern wie gerädert, müde sich aus dem Bett quälte, um seinem Sohne die Haare zu scheren. Das allerdings sollte sich sogleich als unmöglich herausstellen. „Hat dieser Strohkopf doch anstelle des Seifenpulvers Gips ins Waschwasser geschüttet“, wetterte der Alte wütend. Ja, steif wie Stroh standen ihm seine blonden Haare nun in allen erdenklichen Richtungen vom Kopfe ab, da wollte die Schere schon beim Hinschauen stumpf werden. Der Vater jedoch ließ sich dadurch nicht von seinem einmal gefaßten Vorhaben abbringen. „Auf dem Weg zur Stadt kommen wir

beim Bauern vorbei, der wird schon das richtige Werkzeug zur Hand haben“, wobei er an eine Heckenschere oder gar Sense dachte, und so machten sie sich zu dritt von dannen. Bis zum Bauer war es im Gegensatz zum Hauptmann der Garnisonsstadt nicht weit. Müde, wie man nach solch unruhig verbrachter Nacht nun einmal ist, kam ihnen das Angebot des Bauern gerade recht. Der nämlich fand, daß dieser Bursche, genau so wie er vor ihm stand, doch eine prächtige Vogelscheuche abgebe, und wenn die Ernte guten Ertrag brächte, wolle er auch nicht beim Lohn geizen – ein Handschlag und der Handel war gemacht.

Drittes Kapitel

Es wird kurz erzählt, wie aus einem Strohkopf ein Holzkopf wird, und was sonst noch geschah

Die Saat war schon aufs Feld gebracht gewesen, als die Eltern mit ihrem Sohn zum Bauern kamen, also zeigte der dem Jungen sofort, was von nun an dessen Pflicht sein sollte. „Und daß du ja auf den Bauer hörst, was er dir zu sagen hat“, verabschiedeten sich die Eltern, bevor sie sich dann vom Acker machten, nachdem sie ihren Schützling in seine neue Aufgabe eingewiesen hatten. Da stand der nun, mutterseelenallein auf dem großen weiten Feld, und hatte nichts anderes zu tun, als einfach nur dazustehen und natürlich die Vögel zu verscheuchen, die die Saat fressen kamen. Nur, die kamen nicht, sei es aus Angst vor der neuen Vogelscheuche, sei es, weil sie ein Feld mit schmackhafterer Saat entdeckt hatten. Tatsache aber

war: Die Vögel blieben fern. Das sah der Bauer gern, der anfangs noch jeden Tag vorbeischaute, um die Arbeit des Jungen zu überprüfen und ihm einige Möhren zu essen, wie einen Becher Wasser zu trinken zu bringen. Die Saat ging auf, was den Bauer sehr zufrieden stimmte, noch nie hatte er eine solch gute Vogelscheuche auf dem Feld gehabt. So kam er bald nur noch jeden zweiten Tag, dann jeden dritten und hielt es daraufhin nur noch für nötig, einmal in der Woche nach dem Rechten zu sehen. Dann aber brachte er einen Korb voller Wurzelgemüse sowie eine Mandel für jeden Tag. Für das Trinken wurde mit einem großen Gefäß gesorgt, welches das Regenwasser auffangen sollte.

Der Sommer verlief ohne Zwischenfälle, die Ernte war reichlich, und dementsprechend war auch der Lohn, den der Bauer den Eltern zahlte. Der lobte die Arbeit des Burschen in den höchsten Tönen, war bereit, ihn auch weiterhin als Vogelscheuche zu beschäftigen. Nun sollte er die Wintersaat bewachen, aber was heißt hier Winter. Den gab es hierzulande in den südlichen Gefilden, wo unsere Geschichte sich abspielte, eigentlich gar nicht. Schnee fiel äußerst selten, und wenn doch, blieb er nicht lange liegen, weil es eben nicht kalt genug dafür war.

Als der Junge das hörte, verschlug es ihm glatt die Sprache, vor Freude wie die Eltern glaubten, denn zu dieser Zeit damals war es nicht leicht, eine solch gut bezahlte Anstellung zu finden und auch zu behalten. Also stand er auch den Winter über auf dem Feld, atmete gesunde frische Landluft und brachte tatsächlich kein Wort mehr über die Lippen. „Daß es einem mal die Sprache verschlägt, nun gut, aber muß man denn gleich so übertreiben damit“, wunderten sich im Frühjahr Eltern wie Bauer. Da es aber sonst keinen



Anlaß zur Klage gab, ließ man es als Marotte durchgehen. „Besser ich rede dem Knaben noch ins Gewissen“, dachte sich der Vater, als ihm für einen kurzen Augenblick der Gedanke kam, es könne sich vielleicht um einen stummen Protest gegen diese einträgliche Arbeit handeln. „Höre mein Sohn, es ist besser man versteift sich auf etwas einmal Begonnenes, als ewig unentschlossen und wankelmütig durchs Leben zu gehen. Mit beiden Füßen fest auf der Erde stehen und durchhalten, komme was da wolle, das ist tausendmal besser.“ Ja, was macht ein gehorsames Kind bei so einem gutgemeinten Ratschlag seines Vaters? Gehorchen natürlich, und so gehorchte der Junge und versteifte sich. Mit beiden Beinen fest auf dem Erdboden stehend, rührte er sich nicht mehr von der Stelle, stand regungslos auf dem Feld wie eine leibhaftige Vogelscheuche.

Als der Bauer den nächsten Lohn zu den Eltern brachte, lobte er die Arbeit ihres Sohnes erneut, noch nie habe er es erlebt, daß jemand so gewissenhaft seine Pflicht erfüllt, seine Arbeit so ernst nehme wie dieser Knabe. Das wollte der Vater mit eigenen Augen sehen, was ihm zu Ohren kam, und als er die Beschreibung des Bauern als zutreffend erkannte, überkam ihn das innere Verlangen, seinen Sohn zu loben.

Aber ach – schmerzhaft mußte er nun erfahren, wie es ist, wenn man sich zu solchen Gefühlen des Lobes hinreißen läßt und keine Erwiderung erfolgt. Prompt schlug des Vaters Stimmung um. „Mach nur so weiter, du verstockter Strohkopf, dann wirst du schon merken, was du davon hast“, zischte er seinen Sohn an und verschwand. Wieder gehorchte der Junge, machte so weiter und merkte, was er davon hatte. Nun hatte er nämlich keinen Strohkopf mehr, sondern ein Holzkopf war daraus geworden.

Für den Bauern allerdings war er so nun nicht mehr zu gebrauchen als Vogelscheuche, was sich daran zeigte, daß die Vögel in Scharen einfliegen, um sich über die Aussaat herzumachen. Gerade mal als Nußknacker wäre er noch durchgegangen mit diesem Holzkopf. So blieb seinen Eltern nichts anderes übrig, als ihr Kind vom Acker zu schaffen. Schweißgebadet erreichten sie eben den Feldrand, als den Vater die Wut packte ob dieser Peinlichkeit, in der er sich befand. „Soll dieser verstockte Holzkopf doch hier Wurzeln schlagen“, schimpfte er voller Ingrim, ließ seinen Sohn auf der Stelle stehen und stampfte zornig, von seiner ebenfalls ratlosen Frau gefolgt, davon.

Der Bauer hingegen, der das beobachtete, dachte bei der Saat schon an die Ernte, ließ also nichts einfach so verkommen. „Der Junge hat sich doch eigentlich immer wieder etwas Neues einfallen lassen“, überlegte er, „und bevor der hier am Feldrand tatsächlich Wurzeln schlägt, trage ich ihn lieber auf das Feld der Einfaltspinsel, das liegt schon lange brach, vielleicht gehört er dorthin.“ Als Bauer wußte er nämlich, daß jedes Pflänzchen den passenden Boden braucht, damit etwas aus ihm wird, ein Versuch könne nicht schaden. Das Feld der Einfaltspinsel war ein gesegnetes Feld, das von allen Leuten deshalb auch „das Feld der Wunder“ genannt wurde, und wer weiß, vielleicht brauchte es auch ein Wunder, damit aus diesem verstockten Holzkopf noch etwas Ordentliches würde.

Das Kind, da es ahnte, daß es mit ihm zu Ende ging, wollte nun ein einziges Mal nur aufbegehren, sich dem Vater widersetzen und so schlug es seine Wurzeln aus Trotz nicht „hier“, wo der Vater ihn hatte stehen lassen, sondern „dort“, auf dem Feld der Wunder, wohin der Bauer ihn getragen hatte.

Irgendwann später schaute der Bauer noch einmal nach dem Feld, was denn aus dem Knaben geworden sei. So stellte er fest,

daß dort ein Mandelbäumchen gewachsen war, dessen Ertrag aber nach seiner Einschätzung der Ernte Mühe nicht wert wäre. Mit Mandelbäumen kannte er sich aus, standen doch einige stattliche Exemplare auf seinem Hof, und weil er zudem noch gerne Mandeln aß, hatte er immer einen damit gefüllten Beutel dabei.

Nun nahm er eine Handvoll daraus, warf sie zu dem Bäumchen hin auf das Feld. „Damit du nicht so alleine bist“, lachte er spöttisch und kehrte wieder heim.

*

Alles wäre solchermaßen in Vergessenheit geraten, hätte sich nicht ein Holzfäller auf der Suche nach geeignetem Brennholz in eben diese Gegend verirrt, wo einst unser verstockter Holzkopf Wurzeln schlug, zum Mandelbäumchen wurde, dank des Bauern Gesellschaft bekam, und in der nun ein kleines Mandelbaumwäldchen gewachsen war.

Dem durch lange Erfahrung geschulten Auge des Holzfällers entging so leicht kein gutes Holz, und so verwundert es nicht, daß ihm bei näherer Betrachtung des Wäldchens ein kleines, ganz besonders hart gewachsenes Bäumchen sein Herz höher schlagen ließ. Natürlich handelte es sich dabei, ihr ahnt es schon, um unseren zum Baum gewordenen Holzkopf, der – dreimal in die Hände gespuckt – gefällt, in, für die weitere Verarbeitung zu Brennholz, genügend große Stücken zerteilt und schließlich auf den Karren des Holzfällers geladen wurde.

Mit dem Karren zog er dann in freudiger Erwartung eines guten Verdienstes zum nahegelegenen Städtchen. Doch was soll ich euch sagen, kein Mensch interessierte sich für das Brennholz des



Händlers, da konnte der noch so laut mit seiner Handbimmel läuten und schreiend die Ware anbieten, keiner schenkte ihm Beachtung, es war wie verhext. Verunsichert betrachtete der gute Mann das Holz, prüfte mehrere Stücke davon und konnte doch nichts daran entdecken, was der Grund für die ablehnende Haltung der Leute sein mochte. „Wie dem auch sei“, dachte er sich, „an diesem Holz werde ich wohl keine Freude mehr haben und kippte die ganze Ladung vom Karren herunter auf den Marktplatz. Als sich jetzt noch immer niemand dafür interessierte, verließ er mürrisch vor sich hin grummelnd diesen unerfreulichen Ort. Kaum aber war er nicht mehr zu sehen gewesen, da machten sich die Leute über den Holzhaufen her und schleppten davon nach Hause, so viel sie nur tragen konnten.

Als der Meister Antonius, Tischler seines Zeichens, von dem lauten Treiben mitbekam, war es für ihn schon fast zu spät. Entsetzt schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, wurde doch da vor seinen Meisteraugen allerbestes Tischlerhartholz als Brennholz davongetragen. Eilends sah er zu, wenigstens ein Stück für seine Werkstatt zu ergattern, was ihm zum Glück, unter dem Einsatz einiger gezielter Ellenbogenstöße, schließlich doch noch gelang. Trotz etlicher frischer blauer Flecke ging Meister Erdbeere – so wurde er von allen wegen seiner rot leuchtenden, wie eine reife Erdbeere aussehenden Nase genannt – ging Meister Erdbeere also froh gelaunt zu seiner Werkstatt zurück, wo er dem Stück Mandelbaumstamm erst einmal einen ordentlichen Platz zum Lagern herrichtete. Denn er wußte, mit einem guten Holz ist es ähnlich wie mit einem guten Schinken, der, bevor er gegessen wird, eine Zeitlang abgehangen haben muß, um besonders schmackhaft zu sein. Das Holz muß dementsprechend lange abgelagert sein, um reif für die weitere Verarbeitung zu werden.

Viertes Kapitel

Meister Erdbeere bereitet seinem Freund Gepetto eine Geburtstagsüberraschung und muß miterleben, wie aus dieser einen gleich zwei Geburtstagsüberraschungen werden.

Irgendwann entschied der Tischlermeister, daß es nun an der Zeit sei, etwas aus dem abgelagerten Holz zu machen. Doch was sollte daraus werden?, fragte er sich, während er es genauer betrach-

tete. Ein Stuhl? Nein! Ein Tisch? Nein, dazu wäre es zu wenig. Ein Tischbein? Schon besser. Vielleicht etwas Kunstvolles? Während er so überlegte, blätterte er in seinem Auftragsbüchlein, ob es wohl für eine Bestellung geeignet wäre, schaute auf den Kalender an der Wand, wie lange Zeit noch bis zur nächsten Auslieferung bliebe, da sah er zu seiner Freude einen dick unterstrichenen Vermerk:

Gepetto hat Geburtstag

Plötzlich wußte er, was aus dem Holz werden würde, etwas, das sein Freund sich schon immer gewünscht hatte, was der sich aber, wegen seiner zutiefst bejammernswerten Armut, nicht leisten konnte. An diesem Geburtstag nun sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen, beschloß Meister Antonius - das wird eine Überraschung werden, rieb er sich die Hände, griff sich das geeignete Werkzeug und legte sich ins Zeug. Zu allererst war der Meister selber überrascht, wie schnell ihm sein Werk von der Hand ging, und als er es fertiggestellt hatte, mußte er es wieder und wieder betrachten. „Hmm, murmelte er in seinen Bart, das muß wohl am Holz liegen.“ Als Meister wußte er natürlich, daß Holz „lebt“, oder wie der Tischler dazu sagt: es „arbeitet“, aber dieses hier schien irgendwie mehr zu leben, mehr zu arbeiten, als alles Holz, was bisher durch seine Hände gegangen war. Erweist sich dieser Umstand bei gewöhnlichem Möbel manchmal als etwas störend – man denke nur an die Schublade einer Kommode, die plötzlich klemmt, oder einen Stuhl, der zu knarren beginnt – so gab er dieser Arbeit des Meisters, die Gepettos Geschenk war, einen ganz besonderen Reiz. Kurz und gut, der Meister war von seinem Meisterstück so sehr beeindruckt, daß er es lieber sofort in einen passenden, mit Holzwolle ausgepolsterten Karton legte und den dann mit Geschenkpapier einpackte – noch ein Bändchen darum gebunden, Schleife, fertig – sonst hätte



er es sich fast überlegen können, das gute Stück selber zu behalten. Solche Geschenke, sagt man, sind die besten Geschenke, solche nämlich, die man am liebsten selber behalten könnte. „Nun ja, Gepetto ist ja auch mein bester Freund, also ist es schon recht so“, mußte er sich immer wieder sagen. So konnte Antonius es auch kaum noch abwarten, bis es endlich soweit sein sollte, Gepetto end-

lich sein Geschenk auspacken würde und es mit vielleicht dem gleichen sprachlosen Erstaunen, der gleichen Bewunderung betrachten müßte, wie er selbst.

Schließlich war es dann soweit. Voll Neugier öffnete Gepetto den Geschenkkarton und..., die Überraschung war gelungen, man sah es ihm an; der gleiche von Erstaunen wie Bewunderung erfüllte Gesichtsausdruck wie beim Meister. Welch wirklich wahrer Freund mußte Antonius sein, ihm solch wunderbare Holzpuppe zu schenken, dachte Gepetto. „Wo hast du die denn her?“, fragte er den Freund mit einer Begeisterung, daß der ihm sofort verzieh, es nicht einmal in Erwägung gezogen zu haben, daß er, Antonius, sie selber geschnitzt haben könnte. So war es zugleich als besonderes Lob zu verstehen gewesen, daß er ihm, dem Tischlermeister Erdbeere, eine solch kunstvolle Schnitzarbeit nicht zugetraut hatte.

Bewunderung und Begeisterung mögen für eine Weile ganz schön sein, fand Gepetto, was diese Holzpuppe aber noch viel dringender bräuchte, wäre Faden und Handkreuz, weshalb er inzwischen, auf der Suche nach diesen Utensilien, schon mehrere Schubladen durchwühlte, Kisten und Kästen durchstöberte. Endlich hatte er alles beisammen, band die Fäden an Armen und Beinen sowie die anderen Enden an das Handkreuz, um seine Marionette endlich auszuprobieren.

„Aua, aua, halt an, langsam“, rief es leise mit von Schmerz verzerrter Stimme. Gepetto erschrak, schaute zu Antonius und Antonius schaute mit aufgerissenen Augen zu Gepetto. „Hast du das eben auch gehört?“, fragte Gepetto zuerst. „Was denn?“, fragte Antonius, der nicht mehr wußte, ob er seinen Sinnen noch trauen konnte, zurück. „Na das eben“, flüsterte Gepetto, „das 'Aua Aua, halt an, langsam'. Man könnte fast meinen, die Marionette hätte gesprochen. Ich probiere es noch einmal.“ Er machte also einen zweiten

Versuch, die Holzpuppe zu bewegen. „Au au, vorsichtig, nicht so schnell, ich bin noch so steif“, rief es jetzt lauter. „Ha“, dachte sich Gepetto, „mein Freund ist unter die Bauchredner gegangen und will mir eine besondere Überraschung bereiten. Na, dem Schelm werd' ich's zeigen.“ Also tat er so, als hätte er nichts gehört und bewegte die Marionette schneller, um die Bauchredkunst seines Freundes auf die Probe zu stellen. Je mehr aber im Raume an Jammern und Klagen zu hören war, je lauter die Halt-Aufhören-Rufe wurden, desto wilder bewegte Gepetto die Puppe, bis...

Ja, bis die Marionette mit ihrem harten Holzfuß dem armen Gepetto erst gegen das rechte Schienbein, dann gegen das linke Schienbein trat, dem völlig verdutzten Alten das Handkreuz wegnahm und sich wütend die Fäden von den Armen und Beinen riß. So befreit rannte die „ätsch bätsch“ lachende Marionette noch zweimal um die beiden vor Entsetzen kreidebleich gewordenen Freunde im Kreis herum, sprang auf die Kommode, setzte sich nieder und machte ihnen baumelnden Fußes eine lange Nase. „Ätsch bätsch, ätsch bätsch, fangt mich doch, fangt mich doch“, rief die Puppe immer wieder. Es dauerte jedoch noch etwas, bis Meister Erdbeer und der alte Gepetto ihre Fassung wieder gefunden hatten, aber als das geschehen war, ließen sie es sich nicht zum fünfundsechzigsten Mal sagen, denn kurz nach dem vierundsechzigsten Ätsch bätsch hatten sie die Holzpuppe ergriffen. Aber zu welchem Preis, die Stube sah aus, als wäre ein Wirbelsturm hindurchgefegt, und unsere Freunde waren übersät mit blauen Flecken, Schrammen, von der zerrissenen Kleidung ganz zu schweigen. „Was sollen wir nun mit dir machen?“, fragte Gepetto seine Holzpuppe. „Laßt mich sofort los“, befahl die schnippisch, „laßt mich einfach nur los.“ „Und dann?“ „Dann werdet ihr schon sehen“, antwortete sie mit drohendem

Unterton. Das war unseren Freunden dann doch etwas zu gewagt, die Puppe so einfach wieder freizulassen; nur, was sollten sie tun? Festbinden konnten sie sie auch nicht. Keine Hand hatten sie frei, denn jeder hielt die wild gewordene Marionette mit der einen Hand am Arm und mit der anderen am Bein fest. „Wenn du versprichst, ganz brav zu sein, lassen wir dich los.“ „Klar, schon versprochen“, antwortete die Puppe lammfromm, bloß konnte man ihr irgendwie nicht so recht glauben, in Anbetracht der verwüsteten Einrichtung. „Wir können dich aber nicht ewig so halten“, schimpfte Antonius, „du versprichst jetzt wirklich artig zu sein, oder es setzt eine Tracht Prügel.“ „Ich laß’ mir überhaupt nichts befehlen und die Prügel wird deiner Hand mehr weh tun als meinem Hintern, da mußt du dir schon etwas besseres einfallen lassen.“ „Dann bringen wir dich eben in meine Werkstatt, spannen dich in die Hobelbank ein, und dann wirst du zersägt.“ Die Drohung zeigte Wirkung. „Oh nein, oh nein, nur das nicht, ich bin brav, ich bin artig, ganz bestimmt, versprochen, versprochen“, jammerte die Holzpuppe ganz erbärmlich kleinlaut, so daß man ihr fast glauben konnte, „tut mir bloß das nicht an, aus meinem Geburtstag meinen Todestag zu machen.“ „Nun, um zu sehen, ob du es wirklich ernst damit meinst, mußt du es uns beweisen. Wenn du dich ohne zu wehren erst einmal bis zum Hals in einen Sack stecken läßt, dann können wir dir schon etwas mehr Vertrauen schenken, schau nur wie du uns zugerichtet hast und wie sieht nur die Stube aus. Die Holzpuppe schaute sich die beiden an, besah sich die Wohnung, oder was davon übriggeblieben war und stöhnte: „Na gut, wenn es denn sein muß, dann steckt mich eben in einen Sack.“ So traurig sagte sie es, daß sowohl Gepetto als auch Antonius einen richtigen Herzschmerz dabei verspürten. „Sie scheint ja doch kein so schlechter Kerl zu sein, nur etwas zu frech,

zu trotzig, aber herzensgut.“ Ohne Gegenwehr ließ sich die Puppe bis zum Hals in einen Sack stecken. „So, das wäre geschafft“, sagte Antonius erleichtert und ließ sich ermattet in den Sessel sinken. Gepetto nahm die Puppe im Sack zu sich in den Arm, um sich dann ebenfalls zu setzen. Wie ein kleines Kind in einem Strampelanzug bei seinem Vater auf dem Schoß sahen die beiden auf der Couch aus, und tatsächlich begannen sie sich auch so zu fühlen. „Nun sag doch erst einmal, wie du heißt, wie kommt es, daß du sprechen kannst und dich bewegst wie ein richtiger Mensch?“ Die Marionette begann zu erzählen. Die Tränen kullerten Gepetto nur so aus den Augen, während er der Geschichte lauschte und als die dann mit den Worten – und einen Namen hab’ ich nicht – endete, war der Leinensack, in dem die Puppe saß, ganz von Tränen durchnäßt. „Du wirst dich noch erkälten, mein Kind, wenn du weiter in dem nassen Sack steckst.“ Behutsam öffnete Gepetto das Band um den Hals seiner Marionette und hob diese sachte zu sich heraus. „Dann muß ich dir erst einmal einen Namen geben. Weißt du was? Ich nenne dich Pinocchio und von heute an bist du mein Kind, aber du mußt mir versprechen, artig zu sein, mußt auf das hören, was ich dir sage.“ „Ich verspreche gar nichts und müssen tu’ ich sowieso nichts“, platzte es aus Pinokkio heraus, „und hören tue ich nur, was ich will.“ Doch als er Gepettos mitleidig warnenden Blick sah, hielt er sich schnell eine Hand vor den Mund, um nicht weiter zu reden, denn er spürte sehr wohl, daß sein neuer Vater es nur gut mit ihm meinte.

Da es schon spät geworden war, verließ Antonius die beiden mit dem sicheren Gefühl, daß sich alles zum Besseren wenden werde mit dem kleinen Pinocchio. Zuhause fegte er, Ordnung muß sein, noch seine Werkstatt, denn wo gehobelt wird, da fallen Späne, und da wo geschnitzt wurde, sammelt sich auch so Allerlei an. Besen her,

Schaufel voll, alle Schnitzabfälle in den Eimer geschüttet, Eimer in die Ecke gestellt, gute Nacht, Meister Erdbeere, genug für heute. „Gute Nacht Pinocchio, schlaf schön, morgen sehen wir weiter, was wir mit dir machen, laß mich erst einmal eine Nacht darüber schlafen“, gähnte Gepetto laut, bevor auch er die Augen schloß.

Fünftes Kapitel

Pinocchio wird von Gepetto in die Schule gebracht, damit er etwas lernt.

Am nächsten Morgen wußte Gepetto noch immer nicht, was er mit seinem neuen Mitbewohner anfangen könnte. „Na, vielleicht sollten wir erst frühstücken, dann wird uns schon etwas einfallen“, dachte er sich, doch als er das Messer nahm und nach dem Brotagriff, war keines mehr da. Er schaute in den Küchenschrank – leer –, keine Butter, keine Wurst. Käse, Eier, alles weg und Pinocchio saß mit Unschuldsmiene am Küchentisch auf der Eckbank, während er sich seine Nase an der Fensterscheibe platt drückte. Noch bevor Gepetto etwas sagen konnte, blaffte ihn Pinocchio an, warum es hier so wenig zu essen gäbe, „ist ja wie bei armen Leuten, da muß man sich ja schämen vor den anderen Kindern. Wo gehen die eigentlich alle so früh hin, während ich hier fast verhungere?“, wollte er wissen.

Denn schon seit einer Weile hatte er beobachtet, daß immer mal wieder Kinder mit einer dicken Ledertasche auf dem Rücken sowie einer kleineren Tasche vor den Bauch, mal alleine, mal in kleinen Grüppchen, an seinem Fenster vorbei gingen. Einige Kinder sah

er aus der Bauchtasche Essen entnehmen, Brote mit Marmelade, Käse oder Wurst, Apfel, Birne oder Banane, und er mußte seine Nase an der Fensterscheibe platt drücken und dabei zusehen. „Also, wo gehen die Kinder hin?“, wollte er endlich wissen. „Die, die“, stotterte Gepetto verlegen, „die gehen zur Schule.“ „Und weiter, was machen die dort in der Schule, los sag’ schon, was wollen die dort, hää?“ „Ja wie soll ich dir das erklären?“, fragte sich der Alte, als sich sein Magen mit lautem Knurren meldete. Da fiel es ihm ein. „Die Kinder hungert es zu lernen, und dort in der Schule wird ihnen ihr Wissensdurst gestillt“, wußte er zu erklären. „Sind hier etwa alle Eltern so arm wie du, daß ihre Kinder nicht zu Hause genügend Essen und Trinken bekommen können? Eine Schande ist das, aber wenn es schon so ist, dann will ich auch zur Schule gehen, und zwar sofort.“

Gepetto war ganz verdattert. „Aber das geht doch nicht“, japste er hilflos, „du bist doch nur eine Marionette, eine Holzpuppe mit einem Holzkopf, was willst du denn dort?“ „Ich habe Hunger und Durst wie die anderen Kinder auch, und jetzt will ich zur Schule, Schluß Aus“, ging zur Tür und trat mit seinem Holzfuß kräftig dagegen, daß es nur so knallte. „Los mach auf, es knallte noch einmal und schon wieder und nochmal. „Halt, halt, laß um Himmelswillen die Türe ganz, so wie du jetzt bist, kannst du nicht zur Schule gehen. Du brauchst etwas Anzuziehen, einen Ranzen und eine Fibel“, versuchte Gepetto ihn zu beruhigen. „Und eine Brottasche mit etwas darin“, ergänzte Pinokkio ihn. „Ja, auch das sollst du bekommen“, raufte sich der arme Alte die Haare, wer hätte gedacht, daß ihm so etwas einmal passieren würde. „Da muß ich noch meinen letzten Gehrock verkaufen, um für meinen Schützling Kleidung und Schulzeug anzuschaffen.“ Nachdem sich der

Arme auf den Weg gemacht hatte, seine Besorgungen zu erledigen, überkam Pinokkio die Reue. „Was bin ich nur so garstig zu meinem guten Gepetto, verkauft für mich seinen einzigen Anzug, nur damit ich in die Schule gehen kann. Ja. Ich werde mich bessern“, beschloß er feierlich, denn solch eine Behandlung hatte sein Väterchen wahrlich nicht verdient. Lange jedoch hielt dieser gute Vorsatz nicht an, denn als die Ungeduld an ihm zu nagen begann, schimpfte er schon wieder vor sich hin. „Wo bleibt der denn nur mit meinem Schulzeug, ich soll wohl bei den Ferien mit der Schule beginnen“, und dabei war gerade erst ein halbes Stündchen vergangen.

Als Gepetto dann gegen Mittag wieder nach Hause kam, kochte Pinokkio, und weil nichts Eßbares zum Kochen sich im Hause befand, kochte er vor Wut. Aber als Pinokkio bemerkte, daß der arme Mann, der ja sein Vater war, nur noch in Hemdsärmeln da stand, konnte er sein ungestüm gutes Herz nicht mehr bändigen. Er sprang ihm an den Hals und bedankte sich mit Küssen für die neue Kleidung sowie die Fibel, die Gepetto mitgebracht hatte. „Ein Ranzen und eine Brottasche sind noch aus meiner Zeit in der Kammer verstaubt, morgen kannst du dann zur Schule gehen.“ „Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute“, grummelte Pinokkio leise vor sich hin, so daß Gepetto es nicht hören konnte, denn unser hölzerner Freund wollte sich ja bessern. Also sagte er nur zu ihm, er solle ihn morgen früh zur Schule bringen, damit er lernt, was sich für einen Vater gehört, denn es gehört sich für einen Vater nun mal, daß er sein Kind solange zur Schule bringt, bis es den Schulweg ohne ihn gehen kann.

Gepettos anfängliche Bedenken stellten sich schon sehr bald als unbegründet heraus, sein Söhnchen fiel in seiner Kleidung nicht sonderlich als Marionette auf, wie er befürchtet hatte, denn

Pinokkio konnte sich gut einfügen. In den ersten Tagen wurde er zwar wegen seines Holzkopfes noch ausgelacht, aber als der dann seinen Klassenkameraden mit einigen vortrefflichen Kopfnüssen klar machte, wie sich Holzköpfe anfühlen, ließen sie ihn in Ruhe. Pinokkio selbst wurde dabei allerdings auch etwas klar, daß nämlich die anderen nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt waren wie er. Deren Holz war bei weitem nicht so hart wie seines, richtig weiche Birnen hatten diese Holzköpfe, fand er und um die Lehrer stand es auch nicht viel besser, das hatte er auch bald heraus. Nun war Inruhegelassenwerden für den Anfang zwar nicht schlecht, aber er spürte sehr wohl, wie die anderen ihn vorsichtig mieden, was er ihnen aber nicht übel nehmen, ja sogar verstehen konnte.

Das Pinokkio aus anderem, härterem Holz geschnitzt war, als all die anderen Mitschüler, wird wohl auch der Grund gewesen sein, warum er keine Freunde hatte, keine richtigen jedenfalls. Einmal aber, für kurze Zeit nur, da fand er doch einen richtigen Freund. „Du bist doch mein Freund?“, fragte Pinokkio seinen Mitschüler. „Ja doch, das weißt du doch“, antwortete der und weil er doch der erste wie einzige richtige Freund war, nannte Pinokkio ihn „Doch.“

„Mein Freund Doch ist der Klügste in der ganzen Schule, klüger sogar als die Lehrer, aber das darf Doch ihnen noch nicht verraten“, erzählte Pinokkio daheim seinem Vater stolz. Liebevoll streichelte Gepetto ihm den Kopf – „das heißt: mein Freund ist doch der klügste in der ganzen Schule, klüger sogar als die Lehrer, aber das darf er denen doch nicht verraten“, erklärte er ihm. „Aber ja, das habe ich Doch auch gesagt und er hat gesagt, daß ich recht habe.“ „Na, das scheint mir ja ein ganz besonders kluger Freund zu sein, lade ihn doch mal zum Spielen zu uns ein, dann lerne ich ihn auch kennen“, schlug Gepetto vor. „Das wollte ich schon öfter tun, aber Doch hat

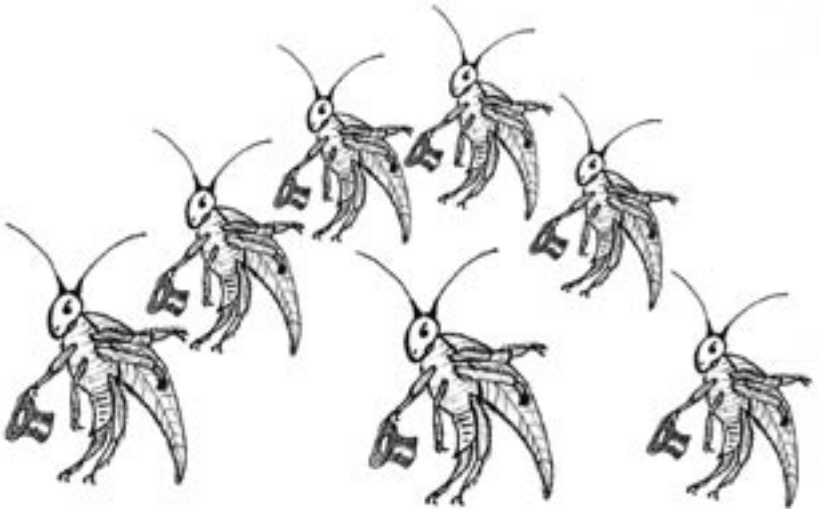
nie Zeit zum Spielen, weil er soviel lernen muß.“ Gepetto kratzte sich an der Stirne, „na irgendwann wird er doch schon einmal etwas anderes machen wollen als lernen. Wofür lernt er denn soviel, der arme Junge?“ „Doch sagt immer: nicht für das Leben lernt er, sondern für die Schule.“ „Also mir scheint, dein Freund hat eine kleine Grille unter seiner Mütze, was will er denn später einmal werden?“, wollte Gepetto wissen. „Erst will Doch auf die Höhere Schule gehen und dann Schuldirektor werden, da hat Doch aber Recht, daß er für die Schule lernt“, sagte Pinokkio noch stolzer. „Also ich glaube, dein Freund hat nicht nur eine kleine Grille, sondern viele Grillen unter seiner Mütze, das beste ist wohl, du suchst dir schnell einen anderen Freund und störst den Herrn Schuldirektor nicht mehr beim Lernen.“ Am nächsten Tag fragte Pinokkio Doch, wie viele Grillen er unter seiner Mütze hätte und erschrak darüber, wie sehr Doch über diese Frage zusammenzuckte. „Du darfst mich aber nicht bei den Lehrern verraten, ich bin doch dein Freund. Versprichst du mir das, kannst du immer auf meine Hilfe zählen, wenn ich erst einmal Schuldirektor bin.“ „Versprochen“, sagte Pinokkio, „und wie viele Grillen sind es nun?“ „Pst, nicht so laut, das darf keiner wissen mit den Grillen, sonst erfahren es die Lehrer doch noch.“ „Aber wovor hast du denn solche Angst?“, fragte Pinokkio seinen Freund arglos, „es ist doch nicht verboten, Grillen zu haben.“ „Du bist vielleicht naiv, wenn die Lehrer wüßten, daß ich welche unter meiner Mütze habe, dann würden sie mich sofort sitzenbleiben lassen, mir meine Grillen wegnehmen, und wie soll ich dann jemals ohne ihre Hilfe Schuldirektor werden, wer sagt mir dann vor, was die Lehrer wissen wollen?“ Ja, wer? Das wußte Pinokkio auch nicht.

„So so, du Naseweis heißt also Pinokkio, hast eine ziemlich kurze Nase für einen Naseweis, weißt du das?“, fragte eine der Grillen, die ihrerseits vorwitzig ihre Nase unter Doch's Mütze hervor streckte.

„Los Doch, mach schon, zieh’ den Hut, Pinokkio soll uns alle sehen, wenn wir ihn begrüßen:

„Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Wer nicht hören will muß fühlen. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Was du nicht willst das man dir tu’, das füge auch keinem andern zu. Hochmut kommt vor dem Fall. Es ist nicht alles Gold was glänzt.“ (Die siebente Grille schwieg ausdrücklich, denn sie wollte damit sagen: Reden ist Silber, schweigen ist Gold.)

So zirpte es auf den armen Pinokkio ein, daß ihm der Kopf nur so schwirrte vor lauter klugen wie weisen Sprüchen. „Schluß jetzt, sonst erzähl ich euch das Märchen vom tapferen Schneiderlein, ich sage nur, – sieben auf einen Streich –. Augenblicklich verstummten die sieben siebenmalklugen Grillen, denn auch sie kannten das Sprichwort: „Wer genug hat von dem Grillengequatsche, verschafft sich Ruh’ mit einer Klatsche.“ Eine Weile herrschte betretenes



Schweigen. „Auch wenn du uns drohst, wir sind trotzdem die klügsten Tiere der Welt, das können wir dir beweisen.“ „Wie wollt ihr mir das denn beweisen?“, lachte Pinokkio. „Reicht es dir als Beweis aus, daß dein Freund Doch Schuldirektor wird?“, fragten sie ihn listig. „Hmm“, Pinokkio überlegte angestrengt, stimmte dann aber Doch zu, nichts zu verraten und die Grillen am Leben zu lassen. Denn seinem Freund sieben neue, eben so kluge Grillen zu fangen, hätte ihn wohl an den Rand der Verzweiflung gebracht. Die Grillen bedankten sich bei Pinokkio für sein Vertrauen, sie hielten es klugerweise für angebracht, es so auszudrücken, damit er es sich nicht noch anders überlegte, versprachen ihm jederzeit mit Rat und Tat zu helfen, wenn er sie bräuchte und verschwanden sogleich wieder unter Doch's Mütze.

Kurze Zeit später wechselte Pinokkio's Freund Doch zur Höheren Schule über und wurde bald darauf Schuldirektor an seiner alten Schule. Von diesem Tage an hatte sich an der Schule Grundlegendes geändert. Mußten die Schüler bisher während des Unterrichts ihre Mützen auf dem Kopfe tragen, so durften sie es von nun an nicht mehr. So ist es bis in die heutige Zeit hinein geblieben und wird sich wohl auch nicht mehr ändern. Oder etwa doch?

Tatsache jedenfalls war, daß fast alle Schüler damals die eine oder andere Grille unter der Mütze hatten. Sicher, gleich sieben, solch siebenmalklugen wie bei Doch, waren da schon die große Ausnahme, aber es konnte ja auch nicht jeder Schuldirektor werden. Nun wollt ihr bestimmt wissen, warum denn die Grillen so klug waren. Ganz einfach. Sie ernährten sich von den Dummheiten, die die Kinder in ihren Köpfen hatten und da hatten sie reichlich zu futtern. Die Grillen haben es eben wie kein anderes Tier verstanden, aus den

Dummheiten anderer zu lernen, deshalb waren sie so klug. Jetzt, wo sein einziger Freund Doch auf die höhere Schule gegangen war, wollte Pinokkio auch dorthin, wollte auch Schuldirektor werden und berichtete seinem Lehrer von diesem Anliegen. Der staunte nicht schlecht, als er das hörte. „Nun“, sagte er, „wenn du auch auf die höhere Schule willst, dann mußt du dich zu allererst einmal beweisen, beweisen, ob du auch die nötige Reife dazu hast.“

„Ich werde dich prüfen. Stelle dir also einfach vor, du bist jetzt schon das, was du später einmal werden willst und schreibe mir eine kleine Geschichte darüber, was du als Schuldirektor den lieben langen Tag so alles erlebst - dann werden wir weiter sehen.“

Sechstes Kapitel

Pinokkio schreibt eine Geschichte und zeigt wie es möglich ist mit eben dieser Geschichte in die Geschichte einzugehen

Teil I

Die Geschichte von der Zaunkönigin Karolinie

Vorwort

Jetzt glaubt ihr wohl, Karolinie sei ein Vögelchen, stimmt's? Weit gefehlt! Ja, ein Zaunkönig ist ein Vogel, da habt ihr recht, aber nur weil Karolinie eine Zaunkönigin ist, so ist sie noch lange kein Vögelchen. Na, wenn es kein Piepmatz ist, was ist es denn dann,

wollt ihr nun wissen? Oder wißt ihr es etwa schon? Nein, das könnt ihr gar nicht, denn bis vor kurzem wußte ja noch nicht einmal ich selber, wer oder was Karolinie ist. Wer ich bin, fragt ihr? Nun, das will ich euch gerne sagen. Ich bin so etwas wie ein Lehrer, genauer gesagt sogar ein Oberlehrer. Kurz gesagt, einer von denen, die immer alles und jedes besser wissen, und es denen, also euch, die ihr es bisher noch nicht besser wußtet, dann erklären. Alle die, die schon in die Schule gehen oder gingen, die schon ihre Erfahrungen gemacht haben mit den Lehrern und Lehrerinnen, all die werden sich jetzt wohl die rechte oder die linke Hand an die Stirne fassen, womöglich sogar mit beiden Händen gleichzeitig, und laut stöhnen: „Eine Oberlehrergeschichte, oje – wie wird die öde und langweilig werden.“

Doch Vorsicht, paßt nur auf, macht nicht den gleichen dummen Fehler wie die meisten meiner Lehrer- und Oberlehrerkollegen – schert nicht alle über einen Kamm, und laßt euch sagen: „Auch wenn ihr vielleicht noch keinen kennengelernt habt, gebt die Hoffnung nicht auf, es gibt auch gute Lehrer.“ Doch genug damit, denn in dieser Geschichte geht es ja gar nicht um die Lehrer, sondern um Karolinie und nicht zu vergessen um einen kleinen Knirps, einen Schüler. Genau dieser kleine Knirps ist nämlich der Vater von Karolinie. Nein, ich rede kein wirres Zeug daher, es ist wirklich so. Auch habe ich mir die Geschichte nicht etwa ausgedacht wie man meinen könnte, nein, ich habe sie selber erlebt. Laßt mich also weiter erzählen, dann werdet ihr es schon verstehen.

*

Der Knirps also, um den es hier geht, ist einer von der Sorte, die uns Oberlehrern größtes Kopfzerbrechen bereiten, denn schließlich macht uns ein solcher Schüler ratlos. Wir wissen einfach nicht, was wir mit so einem anfangen können. So kann es sein, daß solch einer

gesegnet ist mit der einen oder anderen ganz besonderen Begabung. Die gilt es dann herauszufinden, und das ist es, was uns Oberlehrern so Kopfschmerzen bereitet. Ihr Kinder ahnt es ja nicht, wie schwer es ist für einen Lehrer, die Begabung eines Schülers im alltäglichen Einerlei des Schulbetriebes zu erkennen. Es ist so schwer, daß die meisten Lehrer bald aufgeben es überhaupt zu versuchen, so schwer ist es. Auch das Auffinden von Begabungen ist eine Begabung, und wer die nicht hat, der kann auch keine finden, dann geht es eben nicht, jedenfalls nicht so. Aber es geht auch anders, so wie bei diesem Knirps hier, dem Vater von Karolinie, der entdeckt seine Begabung bald selber, ihr werdet schon sehen. Doch dazu noch einen kleinen oberlehrerhaften Rat : Macht es ihm nicht genauso nach, laßt euch etwas anderes einfallen, denn jeder hat eine andere Begabung und die gilt es auf eure eigene Art zu entdecken.

Nun aber zurück zu unserem kleinen Knirps, denn dieser hier ist von seiner besonderen Sorte auch noch ein ganz ganz Besonderer.

Solch einen, den gibt es nicht alle Tage und ich kann euch sagen: „Die meisten meiner Lehrerkollegen merken es nicht einmal, wenn solch einer unter ihren Schülern ist. Zugegeben, auch mir wäre er nicht aufgefallen, hätten nicht die Lehrkräfte mich, ohne es zu wollen, auf ihn aufmerksam gemacht. Der eine Lehrer hielt ihn für einen ausgesprochenen Dummkopf, der andere glaubte ihn außergewöhnlich begabt, ohne allerdings sagen zu können, worin denn diese Begabung läge. Einer meinte, wobei er es mir leise ins Ohr flüsterte, gemeine Hinterlist in ihm zu erkennen, für einen weiteren war er ein frommes Unschuldslamm.

Da wird ein Oberlehrer doch hellhörig. Sollte man etwa einen solch seltenen Knirps zwischen seinen Schülern haben, wie es ihn nur alle hundert Jahre einmal gibt, einen mit einer Spiegelseele,

oder mit einem Seelenspiegel, vielleicht sogar mit beidem – wer kann das schon so genau wissen? Ein einfacher Oberlehrer wie ich jedenfalls nicht. Was ich aber weiß, ist die Tatsache, daß jeder, der so einen Knaben beurteilt, ohne es zu wissen, über sich selbst sein Urteil abgibt, eben weil dieses Kind eine Spiegelseele hat, oder einen Seelenspiegel besitzt. Ja ja, ich weiß schon was jetzt kommt. Sicher könnte es sich bei der Sorte Kind auch um ein Mädchen handeln, dann aber wäre sie die Mutter von Karolinie, der Zaunkönigin. Nun ist es hier aber zufällig der Vater.

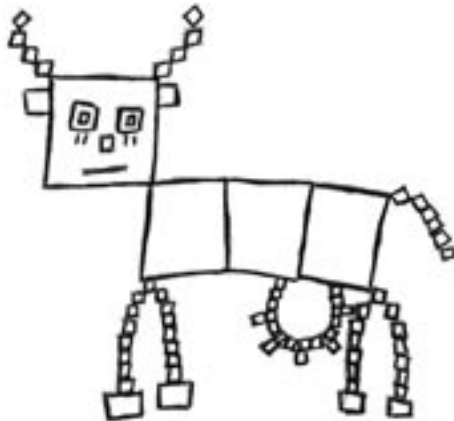
Für mich als Oberlehrer ist es in einem solchen Fall ganz besonders interessant zu hören, wie dieser Knabe von seinen Lehrern beurteilt wird, gibt es mir selbst doch Aufschluß über den werten Kollegen. Was also mache ich? Ich setze mich brav und unauffällig hinten in die letzte Stuhlreihe des Klassenraumes, verhalte mich still und beobachte den Unterricht. Vorne an der Tafel steht heute ein Lehrer, der besagten Knirps nicht nur für besonders dumm hält, sondern auch noch für grob und gehässig.

Hmm, sehr aufmerksam schaut unser Knabe wirklich nicht drein, es macht den Eindruck, als sei er mit seinen Gedanken ganz woanders. Bloß wo? Was malt er denn überhaupt die ganze Zeit in seinem Schulheft herum, ohne auf den Unterricht zu achten? Ich sehe mir das mal etwas genauer an. Der malt ja lauter Striche und kleine Vierecke in sein Heft, ja gibt's denn sowas?



Na, das kann ja heiter werden, denke ich so bei mir, mal sehen, was dabei heraus kommt?

Ja, jetzt seht ihr es selber, was dabei heraus kommt. Was das wohl sein soll? Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht, der Lämmel, sollte lieber aufpassen was der Lehrer ihm beibringt, anstatt immer weiter in seinem Heft herum zu kritzeln.



Oh, das hätte ich nun wirklich nicht gedacht, er weiß es ja doch. Eine Kuh soll das also sein und eine dumme noch dazu. Soso, und traurig schaut sie auch noch drein mit ihren Tränenstrichen unter den Augen.

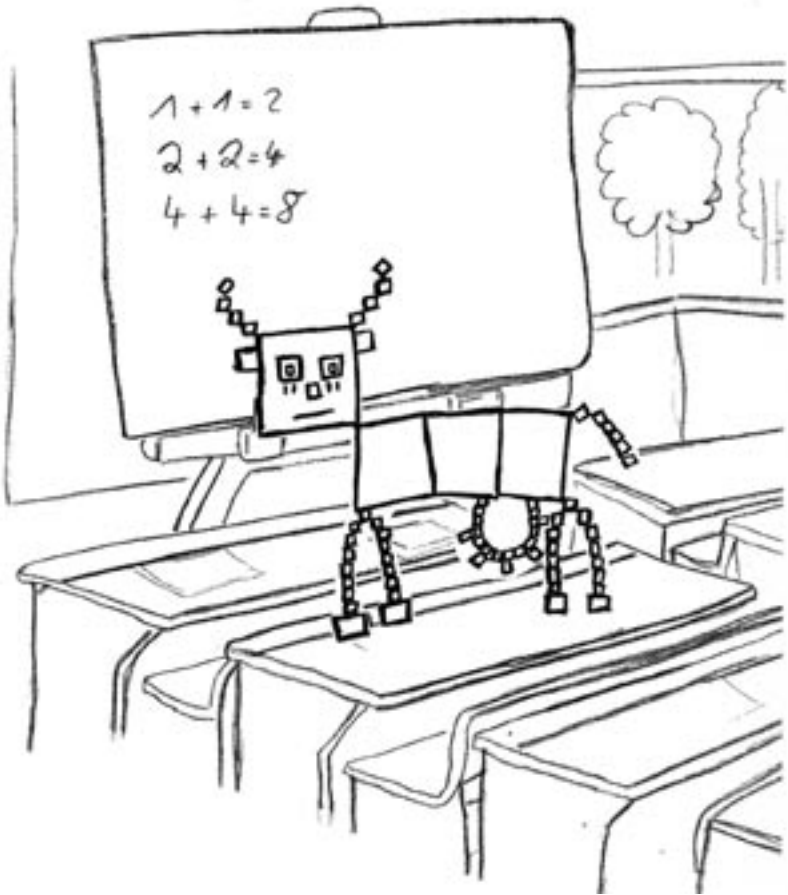
Das ist aber ein Pech für die arme Kuh, aber so kann es einen treffen im Leben. Würde der Knirps gerade bei einem anderen Lehrer Unterricht haben, bei einem, der ihn für klug und lieb hielt, ja dann würde Karolinie mit Sicherheit eine lustige, fröhliche Kuh geworden sein und gar nicht dumm. Hier aber hat sich einer seine Traurigkeit von der Seele gemalt – als Oberlehrer erkennt man das sofort.

Aber was ist denn jetzt los? Das gibt es doch gar nicht, schaut selbst, die Kuh bewegt sich ja, schon rennt sie wie wild auf dem Blatt Papier herum, stößt mit der Schnauze gegen den Heftrand auf der einen Seite, drückt dann ihr Hinterteil mit aller Kraft gegen den anderen Rand, ganz so, als wolle sie aus dem Blatt Papier heraus springen.

Also so etwas. Da kann sie so oft sie will gegen den Rand des Blattes rennen oder sich dagegen stemmen, das schafft sie nie und nimmer. Warum hört sie denn nicht auf damit, so dumm kann die Kuh doch gar nicht sein, daß sie es nicht begreift. Was nicht geht, das geht eben nicht, so einfach ist das. Das sage ich den Schülern auch immer, besonders denen, die mit dem Kopf durch die Wand wollen.

Aber was macht die Kuh? Die läßt nicht locker, die gibt nicht auf. Da bin ich nun schon so lange Oberlehrer, aber solch ein Rindvieh habe ich noch nicht erlebt. Und jetzt – schaut – was macht denn die Kuh nun schon wieder? Jetzt wird sie auch noch größer. Die bläht sich ja geradezu auf, hat schon die ganze Heftseite ausgefüllt und bläht sich noch weiter auf, und bläht und bläht sich... und steht plötzlich mit einem riesigen Knall mitten im Klassenzimmer. Dann schaut sie sich um, als wäre nichts gewesen, sieht einen leeren Stuhl, geht hin und setzt sich darauf zu einem Mitschüler an den Tisch. Der Lehrer mußte sich schon als es knallte mit weichen Knien setzen.

Hat man da noch Worte als Oberlehrer? Solch eine Begabung des Knirpses hättet ihr wohl auch nicht für möglich gehalten. Da läßt dieser Dreikäsehoch doch seine Phantasie lebendig werden, und die setzt sich auch noch als wäre nichts geschehen zu den anderen Schülern und macht den Eindruck, als wolle sie sofort etwas lernen.



Vielleicht ist es in diesem Fall sogar das Beste, alle tun so, als wäre tatsächlich nichts gewesen, und der Lehrer fährt mit dem Unterrichten fort. Ja, das könnte gehen. Was ist denn auch schon passiert? Nichts Schlimmes jedenfalls, und das ist die Hauptsache. Wenn sich die dumme Kuh nur einigermaßen einfügen kann, dann fällt sie auch gar nicht besonders auf.

Es ist schon erstaunlich, wie weit so eine Kuh es bringen kann. Lesen, Schreiben, Rechnen, alles kein Problem für sie, sogar Spre-

chen wird sie lernen. Da sieht man mal wieder, wie wichtig es ist, daß sich Schüler und Lehrer gut verstehen. Karolinie und ihr Lehrer verstehen sich prächtig. Kaum ist dem der Schreck vergangen, kaum sind seine Knie nicht mehr weich, steht er auf, um Karolinie willkommen zu heißen. Schon nach kürzester Zeit wird sie seine Lieblingsschülerin. Karolinie hier, Karolinie da, sehr gut Karolinie, schön gemacht, hervorragend Karolinie, wunderbar.

Er wäre froh, würden nur alle so fleißig wie Karolinie sein. Fast unerträglich dieses Süßholzgeraspel und Schönwettergesäusel zwischen den beiden. Doch seid kurzem ist dicke Luft. Lange genug hat Karolinie sich zurück gehalten und sich dabei nur immer weiter aufgeblasen. Aber was raus muß, das muß raus, sonst würde die Arme platzen wie ein Luftballon, den man zu sehr aufpustet, oder wie eine Seifenblase.

Um nichts in der Welt aber will die Kuh ihr Dasein wie eine Seifenblase zerplatzen sehen, oder gar mit einem großen Knall beendet. Es bleibt ihr also nur übrig, ihre Blähungen langsam und vorsichtig wieder heraus zu lassen – daher also die dicke Luft im Klassenraum. Im Sommer wäre alles kein Problem gewesen, man hätte nur die Fenster zu öffnen brauchen, jetzt im Winter aber können solch herausgelassene Blähungen die allgemeine Stimmung beträchtlich trüben.

Wenn einem soviel Gutes widerfährt, ist das schon einen vorzeitigen Schulabschluß wert, denkt sich ihr Lieblingslehrer. Er überreicht Karolinie das Abschlußzeugnis und somit ist sie von der Schulpflicht entbunden.

Nun steht die Arme mutterseelenallein in der Welt draußen vor der Schule, mitten auf der großen Dorfstraße und soll sich im noch größeren Leben zurechtfinden. Bloß wie? Bis jetzt kennt sie ja nur

die Schule und brauchte dort nur wiederkäuen was der Lehrer ihr vorkaute. Mit einem Male aber ist alles ganz anders, plötzlich muß sie selbst entscheiden, was zu tun sei. Gerade jetzt zum Beispiel, hier mitten auf der Dorfstraße, mußte sie eine Entscheidung fällen.

Sein oder nicht Sein?
Das ist hier die Frage.

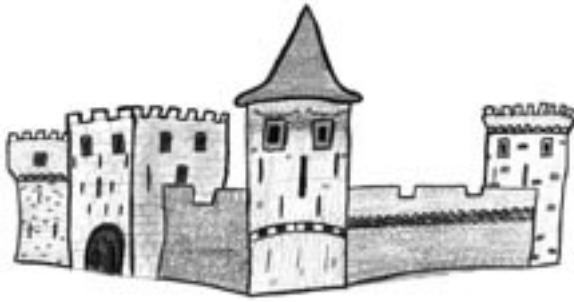
Was aber sollte sie tun? Sollte sie etwa einfach stehen bleiben und warten, egal was da auf sie zu kommt? Oder sollte sie die Dorfstraße vielleicht rauf gehen oder etwa runter? Oder was sonst sollte sie tun? Karolinie, du hast großes Glück, du weißt es nur noch nicht. Aber gleich wird sie es wissen, denn wenn man sich nicht entscheiden kann, dann hilft einem mit viel Glück manchmal das Leben selbst auf die Sprünge. Überaus schnell braust Karolinies Glück plötzlich krachend und scheppernd, in Gestalt eines laut hupenden, dicken Lastwagens, auf dem holperigen Kopfsteinpflaster der Dorfstraße heran.

Da sieht man mal wieder, wie wichtig doch eine gute Schulbildung ist, denn mit einem riesigen Satz springt Karolinie, als hätte sie damit gerechnet, beiseite und macht, daß sie fortkommt. Ohne Lesen, Schreiben, Rechnen, hätte sie nie im Leben solch einen großen Satz machen können. Die Entscheidung ist also gefallen. „Sein“ heißt die Antwort, aber wie und wie lange?

Im Moment jedenfalls geht es erst einmal querfeldein weiter und das in einem Tempo, da gerät man schon vom Zuschauen außer Atem. Na, die hat aber einen Schritt am Leib, lange hält die das so aber nicht durch. Stimmt, schon tritt sie etwas kürzer, noch kürzer

und bleibt stehen. Ja, warum auch nicht, ist doch schön hier, eine prima grüne Weide, satte saftige Wiesengräser – wenn jetzt Sommer wäre. Schneebedeckt und weiß wie jetzt im Winter ist so eine Weide natürlich auch schön, unbestritten, nur ist sie nicht halb so nahrhaft wie eine saftig grüne. Wohin Karolinie auch schaut, überall sieht es gleich aus – weiß, weiß und noch mal weiß, denn es liegt ja Schnee. Also bleibt sie stehen, wohin sollte sie auch gehen und warum. Die Natur hält ihren Winterschlaf, ganz still ist es. Endlich hat Karolinie einmal ihre Ruhe und kann verschnauften. So ganz allein auf weiter Flur stehend, gibt es auch nicht die geringste Veranlassung sich aufzublähen und weil es zudem auch nichts zu fressen gibt, zehrt sie derweil von ihren Polstern. Karolinies Standhaftigkeit wird nicht lange auf die Probe gestellt, denn schon bald ist es Frühling, der Schnee geschmolzen und die Wiesen sind wieder saftig grün - so saftig grün, daß der Bauer, dem das Stück Land dort gehört, auf dem unsere Kuh steht, seine eigenen Kühe wieder aus dem Stall nach draußen treibt zum Weiden. Was bekommt der arme Bauer für einen Schecken, als er die ziemlich abgemagerte Karolinie im Freien entdeckt, war er sich doch eigentlich sicher gewesen, keine seiner Kühe im Herbst dort vergessen zu haben.

Oh weh, jetzt bekomme ich aber auch einen gehörigen Schrecken, die arme Karolinie - aber vielleicht ist es ja gar nicht so schlimm, wie ich denke. Vielleicht aber doch, wenn ich mir dort hinten auf dem Hügel dies düstere, alte Burgschloß betrachte. Bisher war mir die Gegend hier wie ein zartes weißes Wintermärchen erschienen, doch die warme Frühlingssonne bringt so einiges zu Tage. Brr, da läuft es mir gleich eiskalt den Rücken herunter, wenn ich an die Geschichte denke, die mir dazu einfällt.



Oh weh, oh weh Karolinie, schnell – schau dir schnell die rechte Hand des Bauern an. Hat die einen grünen Daumen? Was? Kein grüner Daumen? Wie? Gar keinen Daumen? Oh weh oh weh oh weh!! Dann schnell Karolinie, lauf weg, lauf weg – zu spät. Schon hat der Bauer sie bei den Hörnern gepackt, ihr eine Glocke um den Hals gebunden und zu den anderen Kühen gebracht. An Weglaufen war nun nicht mehr zu denken mit dieser Glocke um den Hals und weit wäre sie auch gar nicht gekommen, wie ich gerade sehe, höchstens bis zu dem Graben dort hinten, wo sich diese Weide von einer anderen abgrenzt. Dahinter, die andere Weide, die muß dem Bauern mit dem grünen Daumen gehören, ach, wäre Karolinie im letzten Herbst doch bloß dorthin gelaufen und stehen geblieben.

Nun geht es also nicht mehr anders, nun muß ich es euch erzählen, warum es so schlimm ist für Karolinie, dort zu sein wo sie jetzt ist und was es mit dem grünen Daumen des Bauern auf sich hat. Eigentlich ist es ja eine Geschichte, die nur für die Ohren von Oberlehrern bestimmt ist. So war es jedenfalls bisher. Bisher ist aber auch keine Karolinie zu der Weide beim Schloß gelaufen und dort stehen geblieben. Diese Tatsache aber stellt, wie sollte eine Karolinie es auch anders tun, alles Bisherige tatsächlich auf den Kopf. Das sieht man schon daran, wie diese Geschichte beginnt, denn:

Die Geschichte beginnt mittendrin

Vor langer Zeit, als noch der König herrschte über das Volk und die Königin, da hing dessen Wohlergehen eben davon ab, ob es ein guter König war, der herrschte, oder eine gute Königin. War es etwa ein unfreundlicher, mürrischer König, herrschte im Volke auf Lebenszeit eine unfreundliche, mürrische Stimmung. War der König launisch und zänkisch, bekamen seine Untertanen es zu spüren und wurden ebenso launisch, stritten und zankten sich untereinander, wo und wann sie nur konnten. War aber ein König seiner Frau, der Königin sehr zugetan, liebte er sie sogar und sie ihn natürlich auch, dann herrschten Friede und Wohlstand im ganzen Land. Kurz gesagt waren die Menschen im Volke damals auf Gedeih und Verderb davon abhängig, ob im Herrscherhaus eine Liebesheirat stattfand oder nicht. Meist jedoch ging es um alles andere bei der Heirat, nur nicht um die Liebe. Mal ging es um die Macht, mal um den Reichtum und mal um beides und genau diese Tatsache stellt den Ursprung dieser Geschichte dar, die schon vor langer langer Zeit begann:

Wieder einmal fand eine solche lieblose Heirat statt und die, die sich da vermählten taten es nicht, wie ihr euch denken könnt, aus freien Stücken, waren ja fast noch Kinder. Nein, die Eltern bestimmten darüber, wer hier wen zu heiraten habe, und die Kinder hatten zu gehorchen. Taten die es nicht, sie wären verstoßen worden. Den Eltern erging es bei ihrer eigenen Hochzeit allerdings auch nicht anders und weil es sich mit den Eltern der Eltern sowie auch mit deren Eltern genauso verhielt, ist es eben so schwierig, den genauen Anfang der Geschichte zu finden, deshalb also beginnt sie mittendrin. Nicht daß das Paar, das hier heiraten sollte sich haßte, nein, so war es nicht, es liebte sich nur nicht. So lebten die beiden nach dem Tode ihrer

Eltern als das neue Königspaar in ihrem Burgschloß, das inmitten einer wunderschönen Wiesenlandschaft auf einem kleinen Hügel erbaut, stolz und herrschaftlich daraus hervorrage. So lieblos wie die Ehe begann, wurde sie auch nach der Krönung weiter geführt. Die Eheleute gingen sich aus dem Wege, wo sie nur konnten; groß genug war ihr Schloß ja. Der Mann beschäftigte sich in der Hauptsache mit all den Angelegenheiten, die sein Amt als König so mit sich brachte. Die Frau, seine Gemahlin die Königin, widmete ihre ganze Zeit dem Schloßgarten, der unter ihrer herzlichen Pflege zu einer wahren Augenweide sich entwickelte. Gemeinsam mit dem Schloßgärtner, dem seine Arbeit eine wirkliche Herzensangelegenheit war, gestalteten die beiden ihren Garten von Jahreszeit zu Jahreszeit immer wieder aufs neue so liebevoll wie farbenfroh, daß es eine Wonne war, sich darin aufzuhalten. Vielleicht wäre, hätten König und Königin einmal einen gemeinsamen Spaziergang im Garten gemacht, die Liebe zwischen ihnen erwacht. Das aber geschah nicht, da der König bei all seiner Regierungsarbeit keine Zeit fand für solche Gefühlsangelegenheiten. Kein Wunder also, daß sich unter solchen Umständen zwei Herzen für einander erwärmten, die sich niemals hätten füreinander erwärmen dürfen. So dauerte es kein weiteres Jahr, und die Königin gebar einen Sohn, welcher der einzige Nachfolger des Herrscherpaares blieb. Kurz nach der Geburt des Kindes verstarb der Gärtner ganz plötzlich und unerwartet an einer unbekanntem Krankheit und schon bald wurde ein neuer Gärtner am Hofe angestellt.

Wie es sich nun gehört, wurde der kleine Prinz zu einem künftigen König erzogen, der einmal das Land regieren sollte. Man kann aber nicht behaupten, daß er ein guter König wurde, denn gleich nach seiner Krönung, die sofort nach dem Tode seiner Eltern stattfand, veränderte sich der Mann so völlig in seinem Wesen. Zudem begann er damit, dem Gärtner das Leben schwer zu machen. Überhäuft mit Arbeitsaufträgen des Königs tat dieser

sein bestes, doch sein Auftraggeber war mit nichts was jener anfertigte zufrieden. Jedes frische Beet ließ der König sofort nach der Fertigstellung wieder einebnen, jeden neu gepflanzten Baum bald wieder fällen. Mal sagte ihm dies nicht zu, mal jenes nicht, nie jedenfalls konnte es der Gärtner ihm recht machen. All das hatte einzig und allein darin seinen Grund, daß der König ganz furchtbar neidisch auf den Gärtner war. Wäre es nach ihm selbst gegangen, nie wäre er König geworden, denn das Schönste auf der Welt schien ihm der Beruf des Gärtners zu sein. So aber mußte er, ob er wollte oder nicht, die leidigen Regierungsgeschäfte erledigen, die ihm von Tag zu Tag beschwerlicher anmuteten, ja bald geradezu verhaßt waren. Je länger er also das verhaßte Eine tat, desto eifersüchtiger und mißgünstiger verhielt er sich dem Gärtner gegenüber, und mit der Zeit hatte er dem Armen das Leben zur Hölle gemacht.

Als das nun geschehen war, trat völlig unerwartet einer auf den Plan, der sich dort in der Hölle besonders gut auskennt. Der Höllenfürst höchst persönlich fand diesen Umstand als eine gute Gelegenheit, sein Unwesen, das er hier auf der Erde treibt, noch um ein Vielfaches zu steigern. So sprach er den nichtsahnenden Gärtner an. Er wußte, wie er dessen Not wandeln könne, in Reichtum und Glück, versprach ihm, daß schon am nächsten Tag er, der Gärtner, der König sein werde, und dann fragte er ihn, ob er das denn auch wolle. Und ob der das wollte, endlich befreit zu sein von der Pein, die ihm der König bereitete.

In der folgenden Nacht dann schlich sich der Höllenfürst in die Träume des Königs und malte dem auf das Wunderbarste aus, wie herrlich es doch sei, sein Leben mit dem des Gärtners zu tauschen. „Schön“, träumte der König, „warum habe ich nur bisher nicht daran gedacht, es ist doch wirklich ganz einfach, glücklich zu sein.“ „Nur habe ich das Gärtnerhandwerk nicht erlernt und will mich nicht der Mühe unterziehen, es zu tun“, trübte der Gedanke seinen süßen Traum. In die Lehre zu gehen, sich zu mühen, etwa

einem Meister sich unterzuordnen, nein, so etwas war er nicht gewohnt, das wollte er nicht.

Solche trüben Gedanken sah der Höllenfürst nun gar nicht gern, denn sie störten seine Pläne. Also malte er dem König aus, wie wundervoll doch nur ein grüner Daumen sei, wenn man ihn an seiner rechten Hand trüge. So ein grüner Daumen ließe alles was man berührte, alles was man begänne als Gärtner, aufs beste gedeihen. Mit solch grünem Daumen würde man niemals Not leiden, man selbst nicht und auch nicht die Nachkommen, denn denen sei er als Erbe mit in die Wiege gelegt. Man müsse sich den Daumen schon abhacken, wolle man ihn nicht mehr haben.

Als nun der König am nächsten Morgen aus seinem Schlaf erwachte, schaute er ohne genau zu wissen warum, auf seine rechte Hand. Zuerst zuckte er vor Erschrecken zusammen, denn darauf, daß er dabei einen grünen Daumen erblicken würde, war er nicht gefaßt gewesen. Aber schon im nächsten Augenblick erinnerte er sich an seinen süßen Traum und es war ihm, als fiele eine schwere Last von seinen Schultern, ja, als fiele ihm zudem sogar noch ein Stein vom Herzen. So vollständig durchströmte ihn das Gefühl seiner Befreiung, daß ihm das Leben über alle Maßen wundervoll leicht vorkam, was er natürlich nie wieder missen wollte. Nun wußte er plötzlich was er dazu tun müsse, rief den Gärtner herbei und tauschte mit diesem sein Leben.

Jetzt war der Gärtner der König und der wollte seinen ehemaligen Peiniger verständlicherweise nicht mehr in seiner unmittelbaren Nähe um sich haben. Andererseits wollte der neue König sich aber auch nicht des Genusses berauben, ihn bei seinem Untertanendasein zu beobachten. So bekam der Gärtner gar nicht weit vom Burgschloß eine Scholle von solcher Größe übereignet, daß er sich bei deren Bearbeitung allein nur für die königlichen Abgaben hätte tot arbeiten müssen. Das jedenfalls erhoffte der neue König, mit seiner Großzügigkeit zu erreichen.

Dem Gärtner aber war es nur recht so, denn egal ob als Gärtner auf dem Schloß, oder als Bauer mit seiner Scholle, seinen grünen Daumen behielt er und damit gedieh seine Landwirtschaft zum Erstaunen des Königs so prächtig, wie es kein anderer Bauer weit und breit zustande brachte. „Nun“, dachte der König, „solange der Mann Abgaben solcher Größe leistet, will ich mich nicht weiter einmischen in sein Tun.“ So fand der Bauer seinen Frieden mit sich und der Welt und auch der neue König hatte nichts zu bereuen.

Jetzt sah der Höllenfürst es an der Zeit, letzteren aufzusuchen und um einen kleinen Gefallen zu bitten für den erbrachten Dienst. Er, der Höllenfürst, sei in Besitz eines überaus kostbaren Buches, dessen unermäßlicher Wert sich nicht beziffern ließe; zu kostbar also, um ihn auf seinen Reisen zu begleiten und dabei womöglich zu Schaden zu kommen oder gar verloren zu gehen. Zu kostbar auch, um bei ihm zu Hause, in der Hitze der Hölle vielleicht Feuer zu fangen und zu Asche zu verbrennen. Daher wolle er seinen Schatz beim König sicher wissen in dessen Bibliothek.

„Ein leicht zu bezahlender Lohn“, dachte sich der neue König und willigte ein. Und dann wäre da noch eine Kleinigkeit, die er gerne hätte. Es handele sich dabei um eine ganz unscheinbare kleine Holzschatulle, einen alten, aber für den ehemaligen Gärtner, völlig wertlosen Familienbesitz. In der Schatulle befinde sich nur eine unsichtbare Perlenkette, unmöglich für die zukünftige Gemahlin des neuen Burgherren sich damit zu schmücken. Für die habe er hier eine sichtbare, ebenso wunderschöne wie kostbare Perlenkette zum Tausche anzubieten, bestückt mit den prächtigsten Edelsteinperlen, die man sich nur vorstellen kann.

Berauscht von solch farbenfroh funkeln dem Reichtum, gibt der ehemalige Gärtner, der neue Burgherr, ohne weiteres Nachdenken die verlangte Schatulle her und nimmt die neue Perlenkette sowie das geheimnisvolle Buch zur Aufbewahrung in Empfang. Das Buch aber, welches sich nun

in der königlichen Schloßbibliothek zwischen tausenden anderen Büchern befand, war nichts anderes als ein Zauberbuch, ein Zauberbuch geschrieben in einer unbekanntten Sprache, einer, die zu dieser Zeit noch kein Mensch in der Lage war zu lesen. Doch irgendwann einmal, da war sich der Höllenfürst sicher, da wird jemand kommen, die Schrift verstehen, und dann, dann wird die Saat des Verderbens, die er mit diesem Tage gesät hat, aufgehen und von hieraus die gesamte Erde überwuchern.

Heute ist es nun soweit, die Welt steht an einem Scheideweg. Das Zauberbuch kann gelesen, die unbekanntte Sprache verstanden werden. Was war geschehen?

Nun, über viele Generationen hinweg geschah gar nichts weiter, jedenfalls nichts besonderes, doch dann wurden irgendwann bäuerlicherseits zwei Söhne geboren, wogegen es zur gleichen Zeit im Herrscherhause ohne Nachfolger blieb. Waren beide Bauernsöhne mit grünem Daumen zur Welt gekommen, so wollte doch der eine von ihnen um nichts in der Welt ein Bauer werden. Dessen Blick war auf das nahe Schloß gerichtet, während er die Felder, die Äcker und Wiesen mit Verachtung betrachtete. Der König ward' alt, starb und hinterließ das Land ohne Nachfolge. Das war der Tag, an dem sich der eine Bauernsohn seinen grünen Daumen abhackte, zum Schloß hinauf ging, nach der Macht griff und neuer König wurde.

Wieder vergingen Generationen um Generationen an Nachfahren, ohne das sich Bemerkenswertes ereignete. Gut, die Könige hießen irgendwann nicht mehr Könige, sondern wurden Fürsten genannt und herrschten weiter über ihr Land. Ansonsten hatte sich für die Landesfürsten nichts besonderes geändert, auch nicht für jenen, der auf dem besagten Burgschloß regierte, in dessen Bibliothek noch immer das geheimnisvolle Buch stand.

Oh, es hatte sich ja doch etwas geändert, denn wenn man genau hinschaut, dann sieht man nicht nur das Zauberbuch in der Bibliothek stehen, sondern man sieht auch eine Karolinie mit einer Glocke um den Hals

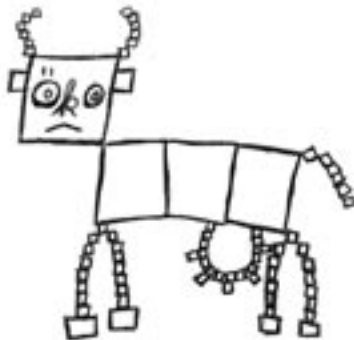
auf der Weide stehen. Die hatte ihr gerade der Fürst, der Bauer, also der Bauernfürst und Schlossherr umgehängt.

War ihm auch, wie allen anderen Nachfahren dieses Familienzweiges, gleich nach der Geburt der grüne Daumen abgehackt worden, so vermochte diese Grausamkeit es nicht, auch das innere Verlangen, das Wesen der Person aus der Welt zu schaffen – das Wesen des Gärtners ebensowenig wie das des Herrschers.

In diesem Bauernfürsten sind nun beide Wesenszüge gleich stark ausgeprägt und zwar solchermaßen mächtig, daß der Bauer als Fürst nun nicht mehr bloß über seine Untertanen, die Menschen herrschen will, sondern gleich über die ganze Natur. Nur weiß er noch nicht, wie das zu bewerkstelligen wäre – noch nicht. „Vielleicht hilft es mir, wenn ich mich einmal in meiner Bibliothek umschaue“, denkt sich der Bauernfürst, „sicher wird es mir bei meinem Vorhaben zu Herrschen weiterhelfen, warum sonst haben meine Vorfahren all diese Bücher angesammelt. Beim Anblick der vielen vollen Regale muß er seufzen, da wird er wohl eine Weile brauchen, die zu durchstöbern. Weil er jetzt also in der Bibliothek beschäftigt ist und sich jegliche Störung verboten hatte, bemerkt er auch nicht, was sich inzwischen auf seiner Weide abspielt.

Also, die Weide liegt ja genau neben den Feldern des Bauernfürsten und weil der keinen grünen Daumen hat, hat er mit allerhand kleinem Kriech- und Krabbelgetier zu kämpfen sowie einer großen Anzahl Unkräuter, die ihm seine Ernte streitig machen. Das Getier will ihm die Früchte seiner Arbeit auffressen, die Unkräuter rauben den angepflanzten Sprößlingen den Platz zum Wachsen, weshalb der Ertrag seiner Ernte gering ausfallen würde. Doch der Bauernfürst weiß sich zu helfen. Regelmäßig läßt er sich von der Hexe Brablala aus einer gehörigen Anzahl geheimer Gifte, eine große Menge tödlicher Brühe anrühren, die er dann auf seinen Äckern ausbringt. Klar sind die Gifte so gewählt, daß sie nur dem unerwünschten Getier sowie den Unkräutern den Garaus machen, die Nutzpflanzen aber

verschonen. Nun, den Nutzpflanzen macht das Gift zwar nichts aus, nichtsdestotrotz haben auch sie eine ordentliche Menge davon getrunken. Und was weiß so eine unbedarfte Kuh wie Karolinie von all dem? Natürlich gar nichts, und würde man ihr es sagen, sie würde es gar nicht hören können, denn sie ist nach diesem Winter so überaus hungrig, daß sie mit ihren Ohren im Moment ausschließlich das Gras wachsen hört. Mit den Ohren hört sie, mit den Augen sieht sie das Gras und dann mampf mampf verschlingt sie es mit ihrem großen Kuhmaul. Völlig gedankenlos frißt sie sich kreuz und quer über die große Weide und nähert sich dabei bedenklich nahe dem Acker. Paß auf Karolinie, so gedankenlos in sich hineinzufressen, das ist nicht ungefährlich. Es kann schon mal sein, daß dort beim Ausbringen des Giftes eine kleinere oder größere Menge Verschütt geht, vom Winde verweht wird, die dann auf der Kuhweide landet und vom Gras getrunken wird. Ja, so muß es gewesen sein, denn warum sonst steht Karolinie jetzt am ganzen Leibe zitternd dort beim Feldrand mit hocherhobenem Kopf und steifem Hals und verdreht so merkwürdig die Augen? Warum sonst rennt sie, und springt sie plötzlich, wie vom wilden Affen und einer Tarantel gleichzeitig gebissen, quer über die Weide. Endlich kommt sie erschöpft zum Stehen. Karolinie hat doch tatsächlich ins Gras gebissen ins vergiftete und es überlebt. Aber sie ist nicht mehr die Selbe, schaut, wie die Augen so seltsam verdreht sind.



Ja, sehr seltsam, das bemerken auch die anderen Kühe. „Wie sieht die denn aus“, empören sie sich, „hat diese Ökokuh also die ganze Zeit so getan, als wäre sie eine von uns. Ja, jetzt guckt sie doch tatsächlich wie die Nachbarkühe auf der anderen Seite des Grabens. Diese Kuhherde gehört dem Bauern mit dem grünen Daumen, dessen Weide durch den kleinen Graben von der anderen Seite getrennt wird. Genau in diesen Graben wollen die Kühe des Bauernfürsten jetzt die arme Karolinie drängen. „Los, weg mit dir, du hast hier nichts mehr zu suchen, mach, daß du fort kommst“, schimpft die Herde auf sie ein, während sie ihr Opfer Stück für Stück weiter schiebt. „Plumps“ macht es und Karolinie fällt in den Graben. Zum Glück ist der ja nicht tief und sie könnte ohne große Mühen auf die „grüne Daumen Seite“ wechseln, wenn da nicht die wirklichen Ökokuhe sich ihr in den Weg stellen würden. Die nämlich wollen die arme Karolinie gar nicht bei sich haben, so aufgebläht wie die ist. Da hilft es auch nicht, im Gesicht wie diese auszusehen. Karolinie hockt also weiterhin im Graben, umringt von beiden Herden und wird ausgemuht. Natürlich bleibt ein solches Spektakel nicht lange unentdeckt und so ist es der Bauer mit dem grünen Daumen, der Karolinie aus ihrer Bedrängnis heraus hilft. Schnell baut der nämlich einen Bretterzaun in der Mitte des Grabens und schiebt die Karolinie wieder dorthin, wo sie her gekommen war, denn auch er will sie nicht haben, so aufgebläht wie sie ist. Nur, dort wollte man sie noch immer nicht, auch nicht dann, wenn sie sich wie jetzt noch so sehr aufbläht, um den Kühen hier zu gleichen. Der Umstand aber, daß Karolinie sich nun so sehr aufgeblasen hatte, machte es der wütenden Herde nur umso leichter, sie über den Zaun zu bugsieren. Wie ein großer Ball kullert sie der anderen Herde entgegen, die nun ihrerseits den Ball wieder zurück auf die andere Seite rollen will. Arme Karolinie, so von beiden Seiten bedrängt, liegt sie jetzt zwar nicht mehr unten im Graben, sondern hängt oben über dem Bretterzaun, was auch nicht viel besser aussieht. Was nicht besser aussieht heißt aber noch lange nicht, daß es nicht besser ist, auch wenn sie

als Spielball der gegensätzlichen Kräfte keinen Fuß mehr auf den Boden bekommt, aber Karolinie hat in ihrer Not plötzlich eine Idee. Sie entschließt sich während des Gerangels, doch wieder Fuß zu fassen und zwar dort, wo sie sich seit geraumer Zeit befindet – auf dem Bretterzaun nämlich. Anfangs noch etwas wackelig auf den Beinen, balanciert sie schon bald, als hätte sie noch nie etwas anderes gemacht, oben auf dem Zaun herum wie eine Balletttänzerin.

Die Kühe unten auf der Weide staunen sie mit großen Kuhaugen an. Hat man so etwas schon gesehen? Nein, hat man nicht. „Ich bin eure Königin“, sagt Karolinie stolz, „das sieht man besonders daran, daß ihr zu mir aufschauen müßt, während ich auf euch herabsehe. So ist das eben, wenn man Königin ist.“ Ja, so ist das. Das ist so klar und einleuchtend, daß auch das letzte Rindvieh gleich welcher Seite es einsehen mußte. Gehorsam tragen die Kühe ihrer Königin das Gras zum Zaun, häufen es wie es sich für eine Königin gebührt so hoch auf, daß diese bequem davon fressen kann, mal von der einen, mal von der anderen Seite, wie es ihr gerade beliebt.

*

Inzwischen hatte sich der Bauernfürst schon ein gutes Stück durch seine Bibliothek gearbeitet, doch nach dem was er sucht, ist er nicht fündig geworden. Jetzt schwirrt ihm jedenfalls ersteinmal der Kopf vom vielen Lesen und seine Augen sind müde, als er aus dem Schloß tritt, um frische Luft zu schnappen. Und plötzlich muß er aufpassen, daß er dabei nicht überschnappt, bei dem was er sieht. Er reibt sich ungläubig die Augen, sieht es aber immer noch. „Was machst du denn dort auf dem Zaun, wo kommt der denn überhaupt her? Ist dieses Rindvieh etwa völlig verrückt geworden? Komm sofort da herunter, aber auf der Stelle“, schimpft der Bauernfürst verärgert.

„Redet man so mit einer Königin?“, erwidert Karolinie gelassen. Der Bauer hält die Luft an vor Erstaunen. „Ja genau, so ist es richtig, halt mal die Luft

an, eben das wollte ich dir gerade vorschlagen.“ „Aber, aber, du kannst ja sprechen“, stottert er. „Ich kann nicht nur sprechen, ich kann sogar lesen“, erwidert die Kuhkönigin von oben herab, „damit hast du wohl nicht gerechnet, was?“ Stimmt, im Rechnen war der Bauernfürst schon immer sehr schlecht gewesen, was wohl an dem fehlenden Daumen gelegen haben muß – so hatte er an der einen Hand höchstens bis Vier und mit der anderen Hand zusammen bestenfalls bis Neun zählen gelernt.

„Soso, du kannst also auch Lesen“, überlegt der Bauer, „dann wäre es schön, wenn du mir helfen würdest, meine Bibliothek durchzustöbern nach allem Verwertbarem, was sich zum Herrschen eignet.“ „Interessiert mich nicht“; sagt Karolinie kühl, „will ich nicht, brauche ich nicht, denn ich bin ja schon eine Königin und ich herrsche bereits.“ Die Kuhherden beiderseits des Zaunes muhen zustimmend Beifall. „Aber unter uns Herrscherkollegen will ich mal nicht so sein und dir dennoch helfen. Ich kann nämlich auch schreiben“, prahlt die Kuh. Natürlich kann sie nicht schreiben, dafür aber etwas ähnliches, etwas was sie für Schreiben hält. Also stellt sie sich auf ihre Hinterbeine und zeichnet mit den Vorderhufen, ohne müde zu werden, viele viele Schlangenlinien in die Luft, die dann bald darauf als Luftschlangen zu Boden fallen. So aus der Luft heraus gezeichnet konnte keine von ihnen mehr lange darin schweben. So eine Luftschlange ist natürlich gar keine echte Schlange, nein, es ist eine falsche Schlange und weil Karolinie nur Karos und Linien zeichnet, wie man sich denken kann, kam eine besonders falsche Schlange dabei heraus. Seht selbst:



Das kann nur eine Brillenschlange sein, gut geeignet zum Lesen vieler dicker Bücher wie sie in der Bibliothek des Bauernfürsten stehen. Das kann nur eine Brillenschlange sein? Eine? Was rede ich da, Karolinie zeichnet ja noch immer. Viele viele Schlangen sind es, sehr sehr viele falsche Schlangen sind es, für viele viele dicke Bücher. „Wie heißt denn die Schlange?“, will der Bauer wissen, wobei er auf ein besonders falsches Exemplar zeigt. „Frag sie doch selber“, gibt die Kuhkönigin zurück und als der sie dann selber fragt, gibt die ihm ein Rätsel zur Antwort:

So schau mir nur in mein Gesicht
dort steht, wie man meinen Namen spricht
geschrieben.

Es ist nicht übertrieben, der Bauer überlegt, er ist ja nicht dumm: „Ein Karo und ein L und ein a, und ein L und ein a, hm, du heißt Karolala. Ja, hurra, richtig geraten, die falsche Brillenschlange heißt Karolala. Und wie heißen all die anderen? Nun, es läßt sich wohl nicht erwarten, daß alle haargenau gleich aussehen, wenn man mit den Hinterbeinen auf dem Zaun balanciert und mit den Vorderhufen zeichnet. Also haben sie auch alle einen anderen Namen. So heißt die eine Tralala, die andere Blablabla, oder Hoppsasa und Traritrtra – unmöglich alle Namen zu nennen. Halt, was habe ich eben gesagt: Traritrara? Die eine, das ist ja lustig, die ist gar keine falsche Schlange, das ist ja eine echte Brillenschlange, was hat die denn hier zu suchen? Die ist aber wirklich kaum zu unterscheiden von den anderen, was die wohl hier macht?

Wie dem auch sei, jedenfalls machen sich alle sogleich an die Arbeit und helfen dem Bauern beim Lesen. Bei solcher Hilfe ist die Bibliothek bald ganz durchforstet nach Büchern über das Herrschen, und das, was dem Bauern am interessantesten erscheint, ist tatsächlich jenes, welches der Höllenfürst seinerzeit dort hinterlegt hatte.

Sofort läßt des Bauern untrüglicher Instinkt ihn erahnen, welche Zaubermacht den ihm noch unverständlichen Worten und Bildern innewohnt. Bei längerem Studium der Schrift erkennt er langsam, worum es sich bei den Zeichnungen im Buch handeln muß, nämlich um die innersten, die geheimen Baupläne eines jeden Lebewesens, sei es nun eine Pflanze, ein Tier, oder gar ein menschliches Wesen. Weiter findet er heraus, daß zu jedem dieser Baupläne des Lebens ein Zauberwort geschrieben steht, und un plötzlich wird ihm der Sinn des Buchtitels klar:

Der Schlüsselzauberzauberschlüssel

Er, der Bauernfürst, trägt mit diesem Buch den Schlüsselzauber des Lebens in seinen Händen, besitzt den Zauberschlüssel zur Herrschaft über alle Geschöpfe.

Welch ein Triumph! Jetzt weiß er auch, was er machen muß, denn er weiß: Ändert er das Zauberwort, so ändert er den Bauplan des Lebens. Er braucht also nur die jeweiligen Zauberwörter nach seinen eigenen Vorstellungen so zu verändern, daß daraus ein Lebewesen nach seinem Wunsch entsteht, mit neuen Eigenschaften, die nur ihm zu Dienste sind. Das muß der Bauer sofort ausprobieren, bloß an wem? Ja, die Kuh auf dem Zaun, die Zaunkönigin, die muß herhalten, die ist ihm schon seit einiger Zeit ein Dorn im Auge. Bei Dorn fällt ihm Dornröschen ein. „Wie wäre es, wenn ich dem alten allbekannten Dornröschen neues Leben einhauche, Leben nach meinem Gutdünken.“ Schon blättert er in seinem Zauberbuch nach dem geheimen Zauberwort. Nachdem das erledigt ist geht er mit einer wunderschönen Rose in der Hand zu Karolinie und macht ihr seine Aufwartung. Dieses schöne Rosenpflänzchen will er ihr zu Ehren, ihr zum Danke für die erfolgreiche Hilfe, an ihren Zaun pflanzen, um so gewissermaßen ihren Thron zu schmücken. Eine Königin von solcher Anmut hat gewiß besseres

verdient als einen gewöhnlichen Bretterzaun. Geschmeichelt von solch untertänigstem Vorhaben gibt Karolinie ihm Recht und läßt ihn gewähren. Sie, die sonst das Gras wachsen hört, ist vom Schmeichel schwer betört, merkt nicht, wie der Bauer beim Pflanzen der Rose ein geheimes Zauberwort spricht. Nur einen Buchstaben des ursprünglichen Zauberwortes hat der Bauer geändert, und schon wächst die Rose schneller, sehr viel schneller als gewöhnlich. Das läßt ihn hoffen und so kommt er am nächsten Tag mit noch einem Röschen, bei dem er einen anderen Buchstaben des Lebensplanes ändert. Dieses Röschen wächst nun mit besonders großen, besonders wohlriechenden Blüten und rankt sich zudem noch am Zaun empor, so kräftig ist es geraten.

Karolinie ist begeistert und befiehlt dem Bauernfürsten, noch viele viele Rosen zu pflanzen, was der auch willig tut. Bei jeder neuen Pflanzung probiert der nun jeweils einen anderen Buchstaben zu ändern, dann probiert er es mit zweien oder auch drei Buchstaben, tauscht sie mal aus, ersetzt sie mal durch ganz andere und immer verändert die Rose ihre ursprünglichen Eigenschaften. Mal werden die Blätter rund, mal sind sie länglich, die Stiele dünn, der Wuchs eher klein und so weiter und so weiter. Bis eines Tages die Dornen einer Rose spitzer, größer und härter werden, als es gewöhnlich ist. Das ist es, was der Bauer will, eine Rose mit großen, spitzen wie harten Dornen und er hat sich das Zauberwort gemerkt, welche Buchstaben darin wie und wo geändert sind. Schnell setzt er noch ganz unauffällig hier und dort beim Zaun einige seiner besonderen Dornröschen in die Erde, dann soll es genug sein. Endlich will er sich ausruhen nach soviel getaner Arbeit. Großmütig gewährt Karolinie ihm eine Pause, denn sie freut sich tierisch über ihren schmucken Thron.

Während der Bauer also in seinem Burgschloß zufrieden vor sich hin schlummert, ist das restliche Leben draußen, unter freiem Himmel, nach wie vor kräftig an der Arbeit. Besonders am Zaun von Karolinie ist ein heftiges Treiben im Gange. Dort summt es und raschelt, pfeift und tiriliert

es, daß es eine wahre Freude ist für die Zaunkönigin, dabei zuzusehen und zuzuhören. Die Bienchen fliegen von einer Rosenblüte zur nächsten und tun das, was sie schon immer taten, denn kein verändertes Zauberwort hat ihnen etwas anderes befohlen. Sie trinken den leckeren Nektar und bestäuben so ganz nebenbei die Blüten. So tragen sie den Pollen, den Blütensamen, der einen Rose zur Blüte einer anderen und mit etwas Glück, wird die dann damit befruchtet. So sorgt die Natur auf ihre Art und Weise für die natürliche, schöne lebendige Vielfalt, die dem Betrachter das Herz in der Brust höher schlagen läßt. Wird zum Beispiel eine rote Rose mit dem Pollen einer weißen befruchtet, kann es sein, daß das daraus entstehende neue Gewächs eine rosarote Blüte trägt – ganz natürlich und ohne Zaubersprüche. Das ist schlicht und einfach der Zauber der Natur selbst. Ich wäre kein Oberlehrer, wenn ich euch nicht sagen würde, wie diese Art von Zauber genannt wird von uns Menschen: man nennt es „Kreuzen.“

Was aber passiert, wenn sich die verzauberten, in ihren Eigenschaften schon veränderten Rosen mit einander kreuzen und diese wieder mit anderen? Gleich werden wir es sehen und Karolinie hoch oben auf ihrem Thron erst recht, die wird es auch noch besonders zu spüren bekommen, mehr sogar, als ihr lieb ist. Da kreuzen sich nämlich die schnell wachsenden, kräftigen Rosen mit den groß- und spitzdornigen. Die dabei entstandene neue Art ist nun nicht mehr zu bremsen. In kürzester Zeit ist von dem Zaun nichts mehr zu sehen, alles ist von der neuen Rose überwuchert und so steht dort, wo eben noch der Zaun stand, eine riesige Rosenhecke. Oben darauf tastet sich vorsichtig Karolinie entlang, um sich nicht an den spitzen Dornen zu pieken. Aber was ist denn das für ein Geräusch? Bei jedem Schritt den sie macht, knarrt und knirscht es im alten Gebälk des Bretterzaunes. Schnell Karolinie, mach das du noch heil herunter kommst von der Hecke, sonst bricht der morsche Holzzaun unter der schweren Last der Rosen zusammen.



Aber nein Karolinie, doch nicht so, das geht nicht gut was du jetzt versuchst. Auf gar keinen Fall will Karolinie ihren Thron aufgeben, sich herablassen zu dem gewöhnlichen Kuhvolk und deshalb bläht sie sich auf wie sie nur kann, in der Hoffnung dadurch leichter zu werden. Es hilft aber alles nichts. Unter heftigem Knacken und Krachen bricht ihr Tron in sich zusammen, füllt das Dornengestrüpp den Graben, und mit einem noch heftigerem Knall steht Karolinie wieder auf dem Boden der Tatsachen. So viele spitze Dornen wie nur in eine Kuhhaut passen, lassen nun noch die restliche überschüssige Luft ab, woraufhin sie jetzt aber wirklich wie eine richtige Ökokuh aussieht und schnell zu ihrer Herde rennt.

Doch damit nicht genug. Die schnell wachsenden, großdornigen Rosen wollen sich wieder hochranken, doch wo, wenn kein Zaun mehr vorhanden ist? Na klar, dort hinten können sie ranken, am Höchsten, was weit und breit zu sehen ist, an dem Burgschloß nämlich. „Knall, peng, puff“,

macht es nun unentwegt, während die Rosen über die Weide zum Schloß wuchern, denn eine nach der anderen machen die aufgeblähten Kühe des Bauernfürsten mit den langen, spitzen Dornen Bekanntschaft. Schaut nur, wie sie vor Entsetzen über ihren Knall das Gesicht verziehen, ihre traurigen Augen verdrehen. Ja, mit diesem Gesicht und jetzt wo die Luft heraus ist, da sehen die doch wahrhaftig aus, wie die Ökokühe von nebenan. Na dann aber schnell hin zur Herde, die wartet schon auf euch.

Was gibt das für ein Erwachen, die ganze Burg, das mächtige Schloß, ist über und über mit Rosen bewachsen. Von der neuen Lage völlig überrascht, verliert der Burgherr seine Fassung. „Rette sich wer kann“, denkt er, „bevor das Schloß so sehr zuwächst, daß auch das letzte Schlupfloch verschlossen ist.“ Mit einem Messer in der einen Hand und dem Zauberbuch unter dem anderen Arm versucht er eiligst seinem Gefängnis zu entkommen, was ihm schließlich auch gelingt. Doch zu welchem Preis? Von Kopf bis Fuß zerkratzt, seine Kleidung in Fetzen, steht der Mann verzweifelt auf der mit Rosen überwucherten Weide und betrachtet die Folgen seines Tuns. Das hat er nun von seiner wahnwitzigen Idee, dem Dornröschen neues Leben einzuhauchen. Gerade den dicken Buchdeckel, den festen Einband, seines Zauberbuches hält er noch in der Hand, alle Seiten aber sind bei der Flucht aus der Burg von den Dornen in kleine Stücke zerrissen und vom Wind über die ganze Weide verteilt worden. Vom Winde verweht, so kann es gehen. Hier und da sieht man noch ein kleines Stückchen durch die Luft flattern, hier und dort entdeckt man noch einige Schnipsel im Dickicht des Rosengestrüpps.

Nun, ein Bauernfürst wie er verliert eigentlich nicht so schnell die Fassung, und wenn, wie eben geschehen doch, dann gewinnt er sie ganz schnell wieder zurück. „Noch ist nichts verloren, auch wenn hier alles verrückt spielt“, denkt er, „die falschen Schlangen, die tanzen sicherlich nach meiner Pfeife, wenn ich ihnen die Flötentöne beibringe. Die müssen retten, was zu retten ist. Schnell schnitzt er sich aus dem harten Rosenholz



eine kleine Flöte und beginnt wie ein Schlangenbeschwörer darauf zu spielen. Nichts passiert – doch, ganz hinten, dort hat sich eine Brillenschlange hoch aufgerichtet und schaut, wer sie da gerade beschwören will. Oh, das ist ja Traritrara, die einzige echte Schlange. Die anderen, die falschen Schlangen, haben ja keine Ahnung, was ein Schlangenbeschwörer ist und was eine Schlange zu machen hat, wenn der sie beschwört. Jetzt aber, als die eine echte es vorgemacht hat, da machen es die anderen ihr nach und richten sich auch auf. Recht so findet der Bauernfürst und erklärt ihnen, was sie zu tun haben. Keine leichte Arbeit, denn sie sollen all die verwehten Schnipsel suchen und zusammentragen, die der Wind über die Weide verteilt hatte und die jetzt zwischen dem dornigen Rosengestrüpp liegen. Ja, die Schlangen könnten es schaffen, ihm das Zauberbuch, wenn auch in tausend Einzelteilen, herbeizubringen.

Während sich die falschen Schlangen unter der Führung der einen echten an die Arbeit machen, macht sich der Bauer auf den Weg zur Hexe Brablabla. Die soll ihm einen Zauberspruch sagen, der die Einzelteile wieder richtig zusammenstellt. Kein Leichtes für den Mann, sich einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen, aber so schwer es für ihn auch ist, so leicht ist es für die Hexe Brablabla den richtigen Zauber zu finden. Schnell schüttelt sie sich einen passenden aus dem Ärmel.

Pussel pussel pusselei
pussel lange weile
pussel pussel erst entzwei
nun pussel pussel heile

Froh gelaunt macht sich der Bauer auf den Rückweg, aber sein Zauberspruch wird ihm nichts mehr nützen, nur weiß er es noch nicht. Während der Bauer also noch immer nichtsahnend und frohgelaunt nach hause geht, spielt sich auf der mit Dornen überwucherten Weide folgendes ab:

Die echte Brillenschlange ist es langsam leid, immer auf dem Boden herumzukriechen, um nach den dort liegenden Schnipseln Ausschau zu halten, denn die meisten hängen sowieso im Gestrüpp über ihr. Der Armen schmerzen schon die Augen von der grellen Sonne die sie blendet, wenn sie deswegen hoch schauen muß. Was tut sie also? Sie richtet sich auf, schaut von oben auf die Weide herab und natürlich auch auf ihre falschen Artgenossen. Nein, die echte Brillenschlange will jetzt nicht etwa Königin sein, nein, sie zeigt den anderen sogar, wie sie sich aufrichten können, ohne das ihnen die Flötentöne beigebracht werden. Dann zeigt sie ihnen sogar noch, wie man die Brille hält, um sie als Lupe zu benutzen. So unter die Lupe genommen wird ihnen sicherlich kein noch so kleines Papierstückchen entgehen.

So eine Lupe kann schon nützlich sein, denn sie vergrößert auch die kleinsten Schnipsel so, daß sie zu finden sind. So eine Lupe kann aber noch mehr, als Kleines zu vergrößern. Sie kann auch die Sonnenstrahlen, die von oben auf sie einfallen, zu einem Brennstrahl bündeln, und genau das geschieht jetzt fast gleichzeitig an unzähligen Stellen auf der Weide. Sofort fangen die Papierschnipsel Feuer und es dauert nicht lange, da liegt in weitem Umkreis alles in Schutt und Asche – verbrannte Erde soweit man schaut.

Aber keine Angst, die Schlangen sind nicht verbrannt, die haben sich schleunigst auf die Weide des Nachbarn gerettet, denn die blieb von den Rosen ja weitgehend verschont, weil die doch in Richtung Burgschloß gewuchert waren, um sich daran hochzuranken. Wie gut, daß der Bauer mit dem grünen Daumen noch reichlich unverzauberte Saat aufbewahrt hat und gut, daß das Zauberbuch sowie alle verzauberten Pflanzen verbrannt sind, sonst würde alles Unheil noch einmal von neuem beginnen. Das aber darf nicht geschehen, denn eines muß diese Geschichte gewiß haben, und das ist ein gutes

Ende